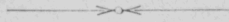


Novize.



Erzählung
aus dem Luxemburgischen

von

B. Merten.



Luxemburg.

Druck und Verlag von Peter Brück.

1891.

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

I.

Herr Heinrich Bardé streift die siebzigiger, ist aber ein noch ungemein rüstiger Mann, dem man sogar eine gewisse Frische nicht absprechen könnte, wenn nur sein Neuhäres weniger vernachlässigt, sein Gang weniger gleichgiltig und sein Bart einmal geschnitten oder mindestens gekämmt wäre. Das würde vielleicht auch seinen großen flackernden Blick etwas beruhigen und klären.

Allein Herr Bardé ist ebensowenig geneigt, uns zugefallen seine Person anders zu gewanden und seinen Bart zu pflegen, als sich zuliebe kein Original mehr zu sein.

In jüngeren Jahren war er ein feuriger Kammerredner, der gesuchteste Advokat Luxemburg's und ein stets willkommener Gesellschafter. Unerwartet schied er aus dem Barreau und verließ die in seinem Vaterländchen zu allen Höhen führende Laufbahn. Das teilnahmevolle Publikum wollte sich um jeden Preis das Abtreten dieses Mannes, der eine kleine Größe war, erklären. Einige behaupteten, er sei einem Anfall von Schwermut unterlegen, welche ihn in die Einsamkeit getrieben. Durch alle seine Reden sei ja stets ein Zug höherer Schwärmerei gedrungen, die ihm früh oder spät seinen Wirkungskreis verkleiden mußte. Andere wollten wissen, er fliehe Welt und Geräusch, um sich ungestörter seinen Studien widmen zu können. Noch Klügere und Müßigere flüsternten von einer ebenso traurigen als heikeln Angelegenheit,

von einem intimen Schmerz, der sich mit einer empfindlichen politischen Niederlage verquickt und dem Manne Herz und Mut gebrochen.

Dies letztere Gerücht, obwohl phantastisch aufgepußt, hielt sich mit größter Hartnäckigkeit. Wo lag das Wahre? Niemand, einige Eingeweihte vielleicht ausgenommen, welche im eigenen Interesse schwiegen, erfuhr es je, und so müssen auch wir unsere Mitteilungen auf das Gesagte beschränken, was übrigens, als das Wesentlichste, genügt, uns Herrn Bardé's Abneigung gegen die „dumme und schlechte“ Welt zu erklären.

Er legte alle Aemter und Würden, mit denen ihn seine Mitbürger beehrt, nieder und zog fort nach einem der Winkel unseres Ländchens, dorthin, „wo durch Felsen sich die Sauer bricht.“

Nun ist er ein alter Mann, ein Sonderling mit kargem Worte und unfreundlichem Auge.

Von all den Seinen sind ihm nur geblieben der älteste Sohn und eine Tochter. Die Gattin, zwei Knaben und ein blühendes Mädchen wurden dem viel heimgesuchten Manne im Laufe der Jahre entrisen.

Robert, ein langer Junge mit strammem Schnurrbart, goldenem Klemmer, wenig Haaren und viel Selbstbewußtsein, ist Advokat und ein Mensch, der selten etwas anderes geleistet hat, als sich unterhalten. Er hat stets Unglück gehabt, behauptet er, und nennt sich ergeben einen Pechvogel, weil er knapp sein Doktoratsexamen bestand und mehr Schulden macht, als sein Herr Papa bezahlen will.

Mit den ihm zugewiesenen Einkünften deckt er kaum die Hälfte seiner Ausgaben. In Luxemburg ist er eine ebenso flotte als bekannte Persönlichkeit. Man sieht ihn ungefähr überall. Den Sommer bringt er meist auf seines Vater's Gut zu, aus Sparsamkeitsgründen.

Seine Schwester Marie ist ein zwanzigjähriges, schön gewachsenes, hochblondes Kind mit weiten graublauen Augen voller Gutmütigkeit und Klugheit, zartem Rosenteint, feiner Schillernase, nicht gerade großem Munde

und kleinem runden Sinn. Manche behaupten, sie sei schön, andere finden sie blos hübsch. Jedenfalls ist sie ein begehrenswertes Weib. Seit sie das Pensionat verlassen, lebt sie zu Hause ohne andere Gesellschaft, als die ihres wenig erheiternden betagten Vaters, fast einsam und freudelos. Einige Zerstreuung bietet ihr der tägliche Kirchgang, den sie sozusagen keinen Morgen unterläßt, selten sogar im Winter. Ihr Hof, wie der Vater sich ausdrückt, ihre Villa, wie die Tochter scherzend sagt, liegt einen guten Spaziergang vom Dorfe weg auf einem kleinen Bergabhange zwischen alten Tannen, Lärchen, Akazien, schweren Obstbäumen, Fliederhecken und tausend anderem Gezweig. Zur Landstraße schließt das Haus eine hohe mit Eisenthor versehene Mauer ein, während es zur Rückseite von einer dichten und sorgsam gepflegten Weißdornhecke umzogen ist.

Zur Winterzeit ist Berghof eine traurige Einöde, im Sommer ein reizendes Idyll.

Mit der schönen Jahreszeit brechen für Marie denn auch die heitereren Tage an, das Leben in Garten, Flur und Wald.

Der Sommer war recht trüb und rauh gewesen. Am Sct. Medardustage hatte es geregnet, und das bedeutet im Volksmunde sechs Wochen Feuchtigkeit und Nässe. Auch dieses Jahr bewährte sich der alte Bauernspruch. Auf einen schönen Mai folgten zwei regnerische Monate, und erst der August brachte den Himmel wieder rein und blau. Eine Reihe mildschöner Tage kamen mit leicht kühlen Morgen und Abenden.

Es war am Vorabend des 15. August, des Namensfestes von Marie Bardé. Seit ihrer Schulzeit war dieser Tag auf Berghof der schönste des ganzen Jahres, der nach des Vaters Wunsch stets feierlich begangen wurde. Die geliebte, zu früh heimgegangene Gattin und Mutter hatte auch Marie geheißt, und der 15. August war für sie immer ein Freuden- und Glückstag gewesen.

Vor Anbruch der Nacht waren sämmtliche jungen Mädchen des Dorfes, Marie's einstige Gespielinnen, sowie

die weibliche Schuljugend unter Führung der Lehrerin, eines Ortskindeß, das Herrn Bardé seine Ausbildung verdankt, zur Beglückwünschung erschienen. Sinnige Geschenke und Blumen Spenden zeugen von der Verehrung und Liebe, welche Marie im Dorfe genießt. Jetzt finden wir den Saal des Stockwerkes im Berghofe blendend erleuchtet. Das kleine Festessen ist soeben beendet, die alte Haushälterin hebt die Tafel auf. Der gefeierten Tochter des Hauses zur Rechten sitzt der Pfarrer des Dorfes, der ehrwürdige Herr Schmitz, zu ihrer Linken ihr ehemaliger Lehrer, ein alter und achtenswerter Mann. Die übrigen Tischgenossen sind der Burgemeister und Arzt des Dorfes, ein entfernter Verwandter, den man Onkel Wey heißt, ihr Vater, ihr Bruder und noch ein junger Mann, auffallend schön, stolz gewachsen und äußerst lebhaft. Marie nennt ihn „Herrn Georg.“ Der Vater und der Bruder nennen ihn kurzweg Georg, die anderen Anwesenden reden ihn mit „Herr Tratten“ an, der Burgemeister hat ihn aus Spott — er mag ihn nicht ausstehen — „unser Mozart“ getauft. „Unser Mozart“ ist aber nur ein armer brüßfeler Conservatorist, dem seine Gönner und Lehrer allerdings eine glänzende Zukunft ausmalen, ja ihn jetzt schon als einen Künstler rühmen. Man sagt sogar vielfach, er habe Genie!!

Marie ist herzlich beglückwünscht und mit wert- und liebevollen Gaben reichlich bedacht worden.

Der Vater hat ihr einen kostbaren Flügel dargebracht, der das ehrwürdige Rappelpianino glücklich verdrängt.

Robert hat ihr einen umfangreichen Ballen Blätter, Hefte und Bände kommen lassen. „Ausgewählte klassische Musik“, bemerkt er bedeutungsvoll. Das Haus, welches ihm dieselbe geliefert, trägt sie natürlich auf Herrn Bardé's Rechnung, und diesem bleibt zu Neujahr nichts anders übrig, als für seines teuern Sohnes Großmut aufzukommen. Der Herr Pastor überreichte dem Festkinde einen silbernen Rosenkranz und begleitete sein Geschenk mit recht sinnigen Worten. Marie hatte das Gefühl, wie wenn sie aus demselben Munde bei ähnlicher Gele-

genheit die gleiche Ansprache schon mehrmals vernommen. Aus Ehrfurcht für den Geber, einen edeln Mann, wollte sie sich jedoch der vorigen Jahre nicht erinnern.

Der alte Lehrer hatte für seine einstige ebenso brave wie begabte Schülerin ein schmuckes Bändchen in der zitternden Hand gehalten.

— Ich habe mich bei Ihrem Herrn Vater erkundigt, dieses schöne Buch fehlte noch auf Ihrem Tische, und es darf nicht fehlen! Es sind die lieblichsten Blüten luxemburger Muse, die „Hierschtblumen“ von Michel Leng. Meine Gabe, liebe Marie, ist nicht sehr teuer, aber sehr wertvoll. Empfangen Sie den Prachtband von Ihrem alten Erzieher, und lesen Sie das Werk als junge Luxemburgerin. Es wird Ihnen manche süße Stunde bereiten.

Der Onkel hatte ein Album luxemburger Schönheiten recht geschmackvoll zusammenstellen lassen, und Herr Tratten, „unser Mozart“, sein op. 13 der Tochter seines Wohlthäters gewidmet. Ein flotter Walzer, versicherte Papa, welcher durch eine ausländische Kunstanstalt eine Fests Ausgabe hatte besorgen lassen.

Des Bruders klassischen Musikballen nahm Marie mit einem Lächeln entgegen, das im jungen Juristen die Ahnung aufdämmerte, er könnte vielleicht eine Raivheit begangen haben. Deshalb tröstete ihn das Bewußtsein, daß er nicht sein bares Geld verausgabte. Die Schwester dankte ihm jedoch liebevollst für seine Aufmerksamkeit mit zwei schallenden Küssen, was den blasierten Jungen sehr rührte, hatte er ja das gute Kind von Herzen lieb, und war er schließlich nicht so schlimm wie sein Ruf. Er zerdrückte sogar etwas wie eine Thräne unter dem Klemmerglase.

Den Rosenkranz des Herrn Schmitz empfing das junge Mädchen ehrfurchtsvoll und gelobte mit kindlicher Unterwürfigkeit ihrem geschätzten Seelenhirten, seiner in ihrer Andacht allezeit zu gedenken. Des Onkels Photographiealbum, in dem auch Heldenstein's reizende Bleistiftzeichnungen für das Colmarberger Königsschloß nicht fehlten, entrißen ihr einen Ausruf der Bewunderung

und Freude. Sie hatte diese geschichtlichen und romantischen Orte, Ruinen und Ausichten ja alle kennen gelernt, und es knüpften sich an diesen und jenen Punkt für sie freundliche Erinnerungen.

Das Tischgespräch hatte sich um inländische Kunst und Künstler gedreht, welche in den Berghofer Gästen für einmal Kenner und Enthusiasten gefunden.

Der Flügel sollte nach dem Essen mit Georg Tratten's Festwalzer seine Weihe empfangen.

Der junge Länddichter setzte sich also nach aufgehobener Tafel an das herrliche Instrument und trug Marie, welche strahlenden Auges lauschte, seine Musik vor. Alle waren entzückt von den hinreißenden Akkorden, und selbst dem alten Doktor durchzitterten die jungfräulichen Beine. Und das war wohl der erhabenste Triumph der Kunst. Leider hatte man davon keine Ahnung. Ihn aber ärgerte dieser Sieg von Georg's Spiel über sein Fleisch, und er nahm sich vor, den Menschen zu hassen.

Man überschüttete „unsern Mozart“ mit den gesuchtesten Worten der Anerkennung, was den Burgemeister wieder zu Esprit verreizte.

— Op. 13? Sind Sie abergläubisch, Herr Tratten?

— Nun, so wie jeder von uns.

— Vielleicht wie alle Künstler und poetischen Köpfe, fiel Herr Bardé Vater ein.

— Dann, junger Mann, nehmen Sie sich in Acht. Sollten Sie mit Ihren operibus auf der Unglückszahl 13 sitzen bleiben, wäre es aus mit dem Mozart-ruhm.

Georg sah den wuselnden Onkel etwas verdutzt an und lächelte unwillkürlich. Kopfschüttelnd wandte er sich wieder zu Fräulein Bardé, welche ihren Walzer unter seiner Anleitung zu spielen begann. Der Vater, der Pastor und der Lehrer blieben recht aufmerksame Zuhörer des nun folgenden Concertes, während dessen auch Robert's klassische Musik seine Würdigung fand.

— Wie ist's? winkte der Doktor den jungen Zankapostel zu sich. Sollen wir nicht eine kleine Piquet

machen? Aber nicht später, als bis 11 Uhr, morgen muß ich früh aus, für 7 Uhr erwartet man mich in N.

Die beiden Herren setzten sich an den Spieltisch, der mit Karte, Schreibtasel und staubiger Flasche in einer Ecke bereit stand. Die Schwäche des Burgemeisters ist bekannt in Berghof, und man huldigt ihr in zartester Weise.

Der Onkel spielte mit Pech, und er mußte sich von Robert manche zahme Nergereien gefallen lassen.

— Herr Deputirter — Onkel Wey vertritt in der Kammer einen der Sauerkantone — wenn Sie auf diesen Points sitzen bleiben, verlieren Sie diesmal wieder, entschied der Advokat, als der Arzt sich 13 notirte.

— Robert, mein Junge, du machst faule Wize, jubelte der alte Herr, sieh, ich habe schon vierzehn Aß bei sieben Blatt.

In dießem Augenblicke meldete die Magd, draußen sei der Scheuer-Pitt, der begehre dringend nach dem Herrn Doktor. Seiner kranken Frau Zustand sei plötzlich bedenklicher geworden, das müsse auf die Schüssel Kartoffelsalat erfolgt sein, den sie am Abend gegessen. Mergerlich warf der Gerufene seinem Partner die Karten hin, ließ die letzten Tropfen der zweiten Bordeauxflasche in sein Glas fallen und leerte es.

Etwas eilig wünschte er allen Anwesenden eine gute Nacht und begab sich zur Scheuerbäuerin. Die unerwartete Abberufung des Arztes schien wie das Zeichen zum Ausbruch.

— Ich fühle mich etwas ermüdet, sagte Marie, das hat mir, glaube ich, die Feststimmung mit ihren Ueberraschungen und das viele Musizieren gethan.

Um so besser wirst du ruhen, meinte der allezeit besorgte Vater und strich ihr zärtlich die Locken. Marie dankte noch einmal für die Aufmerksamkeit, die ihr zu teil geworden, insbesondere Georg für seine künstlerische Widmung.

— Noch oft werde ich an diesen Abend denken, sagte sie, und ihre Augen leuchteten. Er wird wohl als einer

der angenehmsten und liebsten in meiner Erinnerung bleiben.....

— Marie ist wirklich ein Engel, um den ich Herrn Bardé beneide, sprach der Pastor unterwegs, als er in Begleitung des Lehrers und Georg's durch die herrliche Muttergottesnacht dem Dorfe zuschritt.

— Ein schuldloses Wesen, bestätigte der Lehrer, das Allen, die sich ihr nähern, Achtung und Zuneigung einflößt.

Georg hörte aufmerksam zu, und sein Schweigen konnte als absolute Zustimmung gelten.

— Ob wohl die Luft unsern biedern Doktor etwas abgekühlt hatte, als er der Frau Pitt das erleichternde Recept componierte, äußerte er nach einer Weile etwas spitzig, als sie an des Scheuerbauers Wohnung kamen.

Lehrer und Pfarrer standen an ihrer Wohnung und wünschten Tratten angenehme Nachtruhe.

— Noch nicht, antwortete Georg, ich bin das frühe Bettgehen nicht gewohnt. Der Abend ist übrigens zu schön zum Verschnarchen, und ich empfinde noch keine Müdigkeit, verspüre sogar das Bedürfnis, mich ein bisschen zu ergehen. Ich will noch ein Stündchen in Gottes göttlichem Tempel verträumen. Gute Nacht.

II.

Georg ist das Kind armer Leute. Sein Vater war Gensdarm. Ein schleichendes Brustübel zwang denselben, vor der Zeit aus dem Dienste zu scheiden. Mit einem kleinen Ruhegehalt entlassen kam er nach seinem Heimatsorte zurück, wo er seine Tage beschließen wollte. Er hatte nur zwei Söhne, und diese standen in Luxemburg, bei der Freiwilligencompagnie. Der jüngere, der schon frühe große Neigung zur Musik verraten und später eine be-

deutende Begabung offenbarte, war Sergeant bei der Capelle geworden. Seine Urlaubstage brachte er immer beim Vater zu, wo er mit Vorliebe in Forst und Feld herumstrich. Während eines solchen Spazierganges traf er einst mit Herrn Bardé auf einem einsamen Waldpfade zusammen. Der Einsiedler frug nach Namen und Herkunft des jungen Unteroffiziers.

— Georg Tratten? Dann sind wohl auch die Tänze und Märsche „G. Tratten“, die hie und da auf den Concertzetteln unserer Militärkapelle stehen, von Ihnen?

Der junge Sergeant mußte diese Frage und andere mehr beantworten. Er that es, nicht ohne Stolz und leise zu erröten. Herr Bardé betrachtete ihn aufmerksam, wohlwollend. Georg war mit seinen zwanzig Jahren ein kräftiger, hoch und breit gewachsener Mann von unleugbarer Eleganz, einem gewissen vornehmen Aeußern und seltener Schönheit, eine wirklich auffallende Erscheinung. Das wußte er. Wie oft schon hatte er es vernommen. Drum ließ er auch ohne Zucken Herrn Bardé's forschenden Blick über seine Person hingleiten.

Der alte Herr ließ sich noch eine Strecke Weges von ihm begleiten und bat ihn beim Abschiede, im Laufe des Nachmittags, wenn er noch nicht anderwärts über seine Zeit verfügt, bis zu ihm nach Berghof zu spazieren.

— Wir wollen ein wenig zusammen plaudern und musizieren. Zu Hause steht noch ein ehrwürdiges Pianino, auf dem ich gewohnt bin, meine Langeweile zu verkläppern. Sie können ja des Lehrer's Geige mitbringen.

Der Nachmittag führte den Sergeanten zum Berghofer Sonderlinge, in dem der junge Componist einen großen Musikfreund und -kenner fand. Diesem ersten Besuche folgte ein zweiter, ein dritter. Fast jeder Tag brachte Georg mit Herrn Bardé zusammen, und der alte Herr wußte in der jungen Künstlerbrust das Feuer der Begeisterung anzufachen und großen Ehrgeiz zu wecken. Mit Freude und gestärktem Mut nahm Tratten seinen Dienst und damit seine Studien wieder auf.

Zum 15. Juli, dem Heinrichsfeste, schuf er eine melan-

holische Fantasie: „Berghof“ und widmete dieselbe seinem väterlichen Freunde.

Als seine 5jährige Dienstannahme zu Ende neigte, überraschte ihn Herr Bardé mit dem Vorschlage, das Militär zu verlassen und in Brüssel die königliche Musikschule zu besuchen.

Georg willigte begeistert und gerührt in das großmütige Anerbieten, das ihn unerwartet eine ganz andere Zukunft, eine höhere, erschauen ließ.....

Sein drittes Studienjahr hat er nun absolviert und die glänzendsten Zeugnisse mitgebracht. Herr Bardé ist entzückt. Mehr verlangt er für den Augenblick nicht. Georg sieht er sozusagen an wie sein eigen Kind und behandelt ihn mitunter liebevoller, als seinen Dr. Schlingel, so nennt er Robert. Er hat sogar für seinen Schützling eine ehrende Stellung in einem belgischen Institut in Aussicht.

Die Vergangenheit, wie wir sie soeben in kurzen Worten skizziert, lebte in Georg's Erinnerung auf, als er in der ruhigschönen Nacht durch das Dorf schritt.

Wie sicher und sorglos, wie glücklich ist er bis jetzt durch's Leben gegangen. Gegen ihn sind die Menschen stets gut gewesen, sogar von seltener Großmut. Er ist deshalb auch kein Pessimist, er hat nicht die leiseste Veranlassung, mit der so verrufenen Welt unzufrieden zu sein oder ihr zu grollen. Es gedenkt ihm kaum, je im Ernste geweint zu haben. Ja, das Leben ist ihm bis zur Stunde gar leicht gewesen, wolkenlos, wie der sternenfunkelnde Augusthimmel, der sich weithin über und um ihn wölbt. Aber dieses blaue Firmament, das sprechendste Bild des Glückes, seines Glückes, kann schon morgen, in ein paar Stunden sich verdunkeln, verfinstern und den Menschen, der sich an seiner Reinheit freut, erschrecken.

Georg denkt daran und grollt zum voraus dem Wölkchen, das diesen Himmel trüben wird. Wie wenn die Wolke eine Schuld trüge! Sie erfüllt ja nur ihre Bestimmung, welche in der Erhaltung alles Erdenlebens ihr „muß“ findet.

„Es muß“, sagt sich der junge Mann verstimmt. Ja, es muß sich der Himmel verfinstern und bewölken, so will's die Weltenordnung, und doch war der Schöpfer weise.

Georg steht auf der Landstraße, einige hundert Schritt vom letzten Hause, und blickt sinnend zurück nach dem müde entschlummerten Dorfe. Von den Menschen, die dort auf rauhem Lager verdienter Ruhe genießen, er kennt sie alle, sie, ihre Söhne und ihre Töchter, die seine Gespieler gewesen, weiß er keinen glücklich, glücklich so wie sich. Nein, dem einen, wie dem andern bescheerte die Weltenordnung ein Weh. Nur auf ihn, des armen Gensdarmen Sohn, entfiel noch keines der schwarzen Lose.

Soll etwa nie der blauende Himmel seines stillen Daseins sich umdüstern? Soll nie das Wölkchen — er unterbricht sich. Ferne am Horizont unterm Druck eines sanften West sieht er einen schwarzen Punkt aufwirbeln.

Er lehnt sich an eine Pappel.

Wie lange er dort dem Wölkchen am Himmel entgegengeträumt, weiß er nicht. Er ist müde geworden, das Auge will ihm zusammensucken, und er tritt den Rückweg an. Indem er einen letzten Blick über das jenseits des Dorfes liegende Berghof irren läßt, murmelt er: „das Wölkchen an meinem Himmel, es steigt auf und eilt“.

Georg Tratten fühlt sich sehr bewegt, traurig, es ist für's erste Mal in seinem Leben.

III.

Die Herren Bardé Vater und Sohn sitzen plaudernd am Frühstückstische. Der Tochter Platz ist noch leer.

— Aber wo bleibt Marie denn so lange? fragt der Vater die aufwartende Alte.

— Das Fräulein ist schon vor einer Stunde ausgegangen, auf's Feld, um Kräuter und Blumen für ihren Liebfrauenwisch zu sammeln. Zum Morgenessen wäre sie wieder da, jagte sie.

Herr Bardé erhebt sich, tritt an's Fenster und späht hinaus in den tauigen Augustmorgen.

Robert zuckt ungeduldig die Achsel und summt ziemlich falsch eine Dicks'sche Melodie vor sich hin, indem er mit dem Kaffeelöffel an der Tasse taktirt.

Da kommt Marie durch den Garten geschritten, eilig und auf dem Arme einen Haufen der unschönsten Kräuter.

Der Vater schließt ihr die Verandathüre auf und küßt sie zärtlich auf die geröteten Wangen.

— Woher schon so früh, kleiner Schmetterling? Blumen pflücken? Hast aber nichts Schönes mitgebracht, lächelt er, nun, du mußt wissen, was der Muttergottes angenehm ist.

Sie legt Hut und Kräuter auf einen Stuhl und setzt sich betend an den Tisch.

— Was machst du mit dem „jungen Grün“ dort? forschet Robert.

— Damit vervollständige ich mein Kräuterbund.

— Du vervollständigst? Also hast du mehr davon. Was soll aber mit dem Futter geschehen?

— Robert, sei doch ein wenig wählerischer in deinen Ausdrücken, bittet ihn die Schwester in verletztem und vorwurfsvollem Tone

— Nun, Marie, werde mir nicht gleich böse, ich wollte dich ja nicht beleidigen, entgegnet begütigend und etwas beschämt der zurechtgewiesene große Junge, ich möchte mich nur von dir belehren lassen, setzt er naiv hinzu.

— Du, dich belehren lassen? Das junge Mädchen lacht versöhnt. Seit wann interessiert sich dann der gelehrte Herr um unsere frommen Gebräuche? Käme die Treue deines Gedächtnisses deinem guten Willen gleich, dann müßtest du dich erinnern — nicht wahr, Papa? — wie du noch als zwölfjähriges Herrchen am heutigen Tage zur Kirche paradiertest mit deinem Liebfrauenwisch

und stolz auf deine Kameraden blicktest, deren Kräuter dir weniger frisch oder weniger geschmackvoll zusammengefügt schienen. Doch was soll ich weiter deine Erinnerungen anrufen, komm nachher mit zur Kirche, du wirst dann der Weihe bewohnen, und die Predigt wird dich über Zweck und Bedeutung des ebenso frommen als sinnigen Brauches belehren.

— Ja, ja, Mariechen, ich will dich begleiten, das Wetter ist äußerst milde und die Luft wunderbar rein. Und wird das lange dauern, heute ist ja großer Festtag?

— Um zwölf Uhr sind wir zurück, beruhigt Marie den ängstigen Kirchgänger.

— Dann könnt ihr ja mit Georg hieherkommen.

— Soll er denn bei uns essen? fragt Marie den Vater.

— Ja, er hat mir's gestern Abend zusagen müssen.

— Nun, so erwarten wir ihn bei der Kirche. Bist du einverstanden, herzensfrommes Brüderchen?

— Wie mein Engel wünscht, entgegnet Robert treuherzig. Soll ich dir vielleicht bei der Anfertigung deines Bundes behilflich sein?

— Nein, nein, viel dank für deine Liebenswürdigkeit, lacht die Schwester. Geh lieber hinunter in den Garten und rauche deine Morgencigarre. Unterdessen mache ich mich fertig. In einer halben Stunde gehen wir.

Vor der Kirche stehen zahlreiche Gruppen von Kirchgängern, des letzten Glockenzeichens harrend. Die reicheren, d. h. die paar Dorfnotabeln, stecken in langschößigen Röcken und sind mit den verschiedenartigsten Hüten geziert. Die andern, in großer Mehrzahl, tragen blendend blaue Kittel und haben ihre seidene Mütze trotzig auf's Ohr gestülpt. Die Männer unterhalten sich über Ernte und Ernteausichten, die Dorfjugend spricht mehr von den schmunzeln Mädchen, die errötend und kichernd vorüberstreifen, ein mächtiges Buch in der Hand. Wie Marie und Robert kommen, lüften sich alle Klappen, und selbst die Hüte huldigen den Kindern des Herrn Vardé. Die Kirche ist vollgedrängt. Der heutige Tag ist

eines jener halbdutzend Feste, an denen auch die verstocktesten Sünder vor dem Herrn erscheinen, mit ver-
schränkten Armen und stehend ihre Andacht verrichten,
ihre Betrachtungen mit schlecht gedämpfter Stimme dem
Neben- und Hintermanne mittheilen, wenn möglich wäh-
rend der Predigt frische Luft auffuchen, das Credo mit-
brummen, beim Offertorium gewichtig in erster Reihe —
sie sind ja die Herren des Dorfes — um den Altar
schreiten, geräuschvoll ihren Sou opfern und wieder zum
Tempel hinauseilen.

Marie Bardé hat ihren Platz in der dem Chore zu-
nächst gerückten Stuhl- oder besser Sesselreihe; hier knien
die Bornehmen des Dorfes in abgerutschten Fauteuils.
Es sind das die Frau Schöffe — der Burgemeister ist
Hagestolz — des Pastors Frau Mutter, noch einige
weiteren Damen, deren Gemahle heute den Hochzeitshut
auslüften, und Fräulein Bardé. Auf diese Herrschaften
folgt eine niedere Gattung von Beterinnen, die ihren
Stuhl aus Eitelkeit etwas gepolstert, um sich wenigstens
vor der großen Menge jener auszuzeichnen, die ihre Seufzer
von harten Schilf- oder gar Holzstücken zum Vater aller
Gläubigen aufsendet, des ungezählten Volkes, das seinen
Gott in einer dunkeln Ecke stehend oder auf den Fliesen
kniend ansieht, wollen wir bloß der Vollständigkeit halber
gedenken.

Robert hat sich auf die Empore geflüchtet, wo der
Gesangverein des Ortes, „la Philomèle“, unter Leitung
des Lehrers eine vierstimmige Messe aufführt. Georg
Tratten gestattet sich das Vergnügen, die baufällige Orgel
zu spielen. Er hat es dem Herrn Pastor gestern Abend
beim Nachtisch versprochen müssen. Der junge Advokat
drückt dem akademischen Organisten die Hand.

— Welcher Engel treibt dich denn zur Kirche?

Mit diesen Worten begrüßt ihn Georg, der von
Robert's Erscheinen nicht wenig überrascht ist.

— Marie, was willst du? Ich kann ihr weder wider-
sprechen noch ungehorsam sein. Es freut sie, mich hier
zu wissen, und ich wette, sie betet heute mit erhöhter
Inbrunst für mich Sünder. Sie ist ein Engel.

— So, fährt er nach einer Pause leise fort, nachdem er den Zwickler sorgsam abgeputzt, jetzt, unser Mozart, laß alle Register los.

Das festliche Singen und Beten kommt Robert langweilig vor.

Georg antwortet nicht oder doch nur sehr zerstreut auf seine häufigen, mitunter recht platten Bemerkungen. Er bleibt ganz bei seinem Spiele, mit Hand und Kopf. Es fällt ihm daher auch weiter nicht auf, daß Robert plötzlich schweigsam wird, ihn mit keinem Worte mehr stört und kein Auge vom Muttergottesaltar abschlägt, vor dessen Stufen auf einsamem Stuhle eine gebeugte Beterin kniet, deren unbekannte Schönheit den Advokaten vorhin erschreckt, als er sie unerwartet hinterm Altar hervortauschen sah. Mit Ungeduld harret er auf eine, wenn auch nur diskrete, Bewegung der fremden Schönen, daß er mindestens das leichte Rot ihrer Wange streifen könnte. Allein die Andächtige kniet stille, sie ist ebenso unbeweglich wie die Madonna vor ihr auf dem Altare.

Auch Marie Bardé lehnt andachtsvoll auf ihrem Sessel, den Kopf in die Hände geschlossen. Sie hatte mit kindlichem Gemüte gefleht für die geliebte Mutter, die sie zu früh verloren, für den teuern Vater, der ein so herzguter Mann ist, aber — aber nie zur Kirche geht; und für den lieben Bruder, über dessen Unthaten, die sich ihre reine Mädchenfantasie reizend naiv ausmalt, sie untröstlich ist. Wenn sie betet, dann spricht sie mit ihrem Gotte, wie ein Kind mit seinem Vater, schlicht und vertrauensvoll sind ihre Worte.

Es war bei der Stillmesse. Sie hatte lang und heiß gebetet. Die Orgel spielte leis und stimmungsvoll. Marie ist, als stiegen ihre Bitten, von sanften Engelsweisen getragen, zum Himmel empor. Georg fantasiert. Das fromme Kind sieht im Geiste des Künstlers Finger über die abgegriffenen Tasten gleiten. Sie sind schön, diese Finger, von vornehmem Bau, sie weiß es und denkt daran. Plötzlich schreckt sie zusammen. Was hört sie? Das sind bekannte Akkorde, die sie gestern Abend zum

erstemale vernommen, und die ihr lieb geworden; aber nicht mehr feurig und hinreißend stürzen sie hervor, diese Töne, sanft und sehnsuchtsvoll quellen sie zu ihr herab, sie empfindet es, schließt die Augen und drückt den Kopf in die Hände, denn sie fühlt das Rot ihr in die Stirne steigen. Warum auch tönen jetzt die lieben Walzerklänge in ihr Gebet herein, so andachtsvoll und feierlich leise, wie eine fromme Weise? In ihrem Herzen regt sich's und flüstert, es gelte ihr. Sie will Georg zürnen, daß er sie ihrer Andacht entrisen und ihr Erröten verschuldet — doch nein, in ihrer schönen Seele wird eine Stimme zu seiner Fürbitterin, und sie zürnt dem Künstler nicht Warum auch?

Sie betet nicht mehr vor dem Madonnenbilde, und erst des Herrn Pastors vibrirendes »Ite missa est!« weckt sie aus ihrem Sinnen und Träumen. Sie erschrickt, denn ihre Zerstreung dünkt ihr so sündhaft, sie dachte an Georg, an seine schönen Finger, an seinen Walzer, seine sehnsuchtsvolle Musik, an seine Triumphe, an seinen Ruhm und an seine großen dunkeln und feurigen Augen mit den langen Seidenwimpern.....

Die Messe ist aus, und all die Frommen drängen sich zur Thüre, wie wenn rasende Flammen hinter ihnen herprasselten.

Georg und Robert kommen plaudernd die Emportreppe herunter. Der junge Advokat scheint es sehr eilig zu haben, bis unten an's Weihwasserbecken zu gelangen, wo er die Frauen und Mädchen des Dorfes unbeachtet vorläßt, während sein Auge um den Muttergottesaltar irrt.

— Die rothhaarige, wildschöne Fremde droben, jetzt kommt sie, kennst du sie nicht, wer ist sie? flüstert er seinem Begleiter in's Ohr.

Georg errödet leise, wie auf einer Missethat ertappt. Auch seine Blicke schwebten um den Madonnenaltar, aber sie suchten nicht die wildschöne Note, sondern Marie Bardé.

— Jene dort mit dem breitrandigen Hute? Mademoiselle Baray nennt sie sich Ich kenne sie und auch

nicht, antwortet Georg, in's Freie tretend, ich weiß knapp wie sie heißt, und daß sie vorgestern mit einer älteren Schwester und ihrer Mutter das Haus Dossen bezogen, 6—8 Wochen in unserer gesunden Sauerluft sich zu kräftigen gedenkt, um mit dem Touristenwetter uns zu verlassen und dann ihr liebes Paris wieder aufzusuchen.

— Sie scheint sehr fromm zu sein, wirft Robert leicht hin.

— Das sind die Frauen alle, entgegnet Georg.

— Mit dem Unterschiede, berichtigt der Rechtsgelehrte, daß das gute Weib immer gottesfürchtig ist, nicht alle sogenannten frommen aber gut sind. Du gehst mit uns, Papa sagte, er zähle auf dich. Warten wir hier auf meine Schwester — doch da ist sie ja schon.

Im selben Augenblicke tritt auch die schöne Fremde aus der Kirche in Begleitung einer ältern Dame, welche Robert nicht gesehen, weil sie einen bescheidenen Platz hinter der Kanzel inne gehabt.

Zuvorkommend steht er vor ihnen zurück und grüßt sie in verbindlichster Weise.

Tratten lächelt, und Marie wiederholt zum dritten Male ihre Frage, ob den Herrn Bruder die Kräuterweihe und die schöne Predigt genügend erbaut und befriedigt.

— Denn Sie müssen wissen, bemerkt sie erröthend, Herr Tratten, er kam zur Kirche, um sich zu belehren, wenigstens gab er so vor.

— Ja, ja, erwidert Robert, das eine Auge zur Schwester wendend, mit dem andern die enteulende Pariserin verfolgen wollend, hat mich sehr interessiert und ich werde heute Nachmittag wiederkommen. Du gehst doch auch zur Vesper?

Marie sieht den Bruder verblüfft, fragend an und beginnt, von gleichgiltigen Dingen zu sprechen. Sie hat keine Antwort wieder für eine jener leichten Gotteslästerungen aufgenommen, an welche sie aus seinem Munde gewöhnt ist.

Georg ist schweigsam und verstimmt. Was mag wohl bei Marie das übliche freundschaftliche „Herr Georg“ durch das förmlichere, kühlere „Herr Tratten“ verdrängt haben, welches ihm so heimlich wehe thut? daß ihm so etwas aber auch gerade heute widerfahren muß.....

Das Wölkchen an seinem Himmel droht wirklich, sich zu verdüstern.....

IV.

Der Herr Burgemeister sitzt noch keine fünf Minuten am Mittagstische, als die Hausglocke angezogen wird.

Die Haushälterin hört er den Flur durchheilen und öffnen.

— Sie sind es, Herr Josef! jubelt die Frau. Aber warum haben Sie uns denn nicht geschrieben? Man hätte Sie ja abgeholt.

— Guten Tag, Onkel, grüßt der junge Mann, den Doktor in seine Arme schließend. Wie ich sehe, bin ich zu recht gelegener Zeit da.

— Ja, das trifft sich wunderbar. Gretchen, ruft Onkel Wey in die Küche, schnell noch ein Gedeck. Du hast gewiß einen ansehnlichen Hunger mitgebracht. Mach es dir bequem und laß es dir trefflich munden.

Nach dem Essen serviert Gretchen den beiden Herren den Caffee in der Bibliothek, so nennt der Deputirte sein Arbeits- und Rauchzimmer.

— Und wie lange gedenkst du hier zu bleiben? Hoffentlich läufst du nicht schon nach acht Tagen weg, wie Ostern.

— Nein, diesmal nicht, beruhigt Josef den Onkel. Meine ganze Ferien gehören Ihnen, wenn nur das Wetter nicht zu unfreundlich wird und mir Gottes schöne Natur verleidet, denn ich will einmal das Freie in vollen

Zügel genießen. Die letzten Monate waren unsommerlich genug, und ich bedarf der Erholung.

— So? Aus unverbogener Selbstsucht schenkst du uns das Vergnügen deiner Anwesenheit, liebenswürdiger Nefte! Doch — die Menschen sind einmal nicht anders, und du bist eben ein richtiger, ein guter Mensch.

— Schönen Dank, lacht der Advokat. Jetzt erzählen Sie mir, lieber Onkel, was es in Ihrem guten Dorfe gegeben, seit ich nicht hier gewesen. Was machen alle unsere Bekannten, es sind ja die meinen, wie die Ihren? Gibt es dieses Jahr wieder Touristen? Hätten wir unsere schwärmerischen Brüsseler vom vorigen Jahre wieder?

— Die sind leider nicht da. Doch wir haben weit feinere Herrschaften. In Bianden haben sie sich für unsere Waldidylle an der Sauer begeistern lassen. Es sind Französinen, die Mutter und zwei Töchter, von denen die ältere wirklich alt, beide aber noch immer Fräulein Baray heißen.

Und schon lange hier? erkundigt sich Josef ziemlich gleichgiltig.

— Seit einigen Tagen. Am gestrigen Feste wohnten sie dem Gottesdienste bei. Das älteste Fräulein mit der Dienerin in der Frühe, die Mutter mit der jüngsten Tochter dem Hochamte. Letztere, Fräulein Oliva, bewies große Frömmigkeit und wußte die ganze Pfarrei zu erbauen. Ich gebe dir diese Details, um dir zu zeigen, mit wem wir zu thun haben. Nach der Vesper stattete mir die Familie einen Besuch ab. Die Leute haben auf mich den günstigsten Eindruck gemacht, sie scheinen mir Freundinnen stiller Häuslichkeit und heiteren Naturgenusses. Und sie sprechen ein so liebes Französisch, so rein, fließend und einschmeichelnd. Es brachte mir einen der schönsten Abschnitte meines Lebens in Erinnerung — meine Studienjahre in Paris — gestand träumerisch der Doktor.

— Sie sind also den Damen einen Besuch schuldig. Ich werde Sie begleiten und beim würdigen Papa Toffen

vorsprechen. Ich freue mich, den Alten zu sehen. Die Gelegenheit wird mir dann auch die Bekanntschaft Ihrer Herrschaften vermitteln.

— Recht so, Doktor.

Der Burgemeister ist ausgezeichnete Laune, wenn er den jungen Juristen also ehrt.

— Zuvor aber mußt du Herrn Bardé deine Aufmerksamkeit machen.

— Mit Vergnügen. Robert ist sicher auch hier.

— Ja, deinen netten Kollegen wirst du auf Bergshof antreffen. Noch immer derselbe Nichtsnutz, das absolute Gegenteil seines Vaters und das Herzeleid seiner Schwester.

— Fräulein Marie? Und wie denn?

— Er ist allzu skeptisch in seinem Thun und Denken, und sie so frommgläubig, so gottesfürchtig, so engelrein. Ich glaube gar, sie geht in's Kloster.

— In's Kloster? Marie Bardé? entgegnet lebhaft Josef Laporte, das kann ich kaum annehmen.

— Und weshalb nicht? fragt der Doktor, verwundert über seines Neffen etwas bestimmten Widerspruch.

— Das war so meine Meinung, ich glaubte, ihr Vater wolle sie verheiraten.

— Er wolle sie verheiraten, und mit wem denn? erwidert wegwerfend der Onkel.

— Mit Georg Tratten, dem Notenklebser? setzt er nach einer Weile, ernster werdend, hinzu.

— Mit Tratten, ja, ich dachte, beide verlobt wiederzufinden.

Der Burgemeister schlägt sich mit der Hand vor den Kopf.

— Du magst nicht ganz fehl vermuten, ruft er aus. Daß mir sowas auch entgehen konnte. Der Alte hat aber verrückte Ideen. Und ich glaubte, Du wolltest sie heimführen!

— Ich?

Der Advokat lächelt ungläubig.

— Sie sagten soeben, Fräulein Bardé gehe in's Kloster.

— Ich sagte, ich sagte! lacht Herr Bey. Ich erlaubte

mir bloß eine kleine Versuchung. Du hast mich befriedigt, dich scheint nämlich das Schicksal Marie's doch ein wenig zu interessiren. Weißt du nicht, mein Junge, daß Fräulein Marie für dich eine vortreffliche Frau gäbe?

Josef vermag nicht gleich zu antworten. Vor Ungeduld hüllt sich der Herr Deputirte in eine dicke Rauchwolke und gießt den fünften Quetsch in seine Caffee-tasse.

— Ich glaube, ich habe noch nicht darüber nachgedacht, erwidert etwas vorsichtig der Gefragte.

— Mein Neffe ist sehr zurückhaltend, nicht offenherzig, das ist undankbar, droht der Onkel mit dem Finger. Du glaubst, du habest noch nicht darüber nachgedacht? Ein dunkles Wort. Wie soll ich es auffassen? Das heißt wohl in offener Sprache, du hast dir wirklich die Frage schon gestellt und über die Sache auch bereits gegrübelt, bist jedoch von dem Ergebnis deines Denkens nicht befriedigt.

— So oder ähnlich mögen meine Gedanken aussehen, gesteht der Neffe.

Der Onkel lacht laut auf und schiebt einen vollen Zug aus seiner Cigarre an die Decke.

— Du fürchtest den Musikus? Ich nenne ihn manchmal „unsern Mozart“, dann bläht er sich und bringt kein Pianissimo zustande. Schäm dich, du bildest dir ein, du habest einen Rivalen!

— Ich fürchte nicht, entgegnet bedächtig lächelnd der Advokat, und bilde mir auch keinen Rivalen ein. Als ich Fräulein Bardé kennen lernte, sagte ich mir, daß sie ein liebes Kind sei — erst letztes Frühjahr gestand ich mir, daß sie eine reizende Jungfrau geworden, ein begehrenswertes Weib. Leider nahm ich gleichzeitig wahr, daß das junge Herz schon für einen Mann schlug. Sie liebte Georg Tratten. Ich kam also zu spät. Von Furcht und Rivalen darf mithin keine Rede sein, und was ich in mir bei kalter Reflexion empfinde, kann nur ein Gefühl des Bedauerns genannt werden.

— Daß du zu spät kamst! Deiner langen Rede kurzer Sinn ist also: du liebst Marie, wie man sich ja aus-

drückt, und sagst dir nach kühler Ueberlegung: unerschbar!

Um des Herrn Doktor's Mund zuckte es spöttisch, und eine zierlich gekräufelte Rauchsäule stieg empor.

— Mein Nefse, du bist wirklich ein tiefer Philosoph, der zu höherer Obscurität bestimmt scheint, denn bei dem System, Freund, bringst du es nicht über den Friedensrichter hinaus.

Laporte wußte seinen Onkel keineswegs bössartig, er kannte zur Genüge dessen ausgezeichnetes Herz, nahm daher auch die sanften Hiebe, die eine eigene Art von Kosungen waren, mit aller Seelenruhe, und ohne zu parieren, auf, des alten Herrn heiterer Ton gefiel ihm sogar.

— Ich bin ein großer Philosoph? Und man hat mir stets ein starkes Korn Poesie zum Vorwurf gemacht, das in unserm Beruf bekanntlich unverwerthbar sein soll.

— Wärest du Dichter von Gemüt, dann könnte dein Verstand deine — wie soll ich sagen? — deine psychischen Beziehungen zu Marie in nichts beeinflussen, du dächtest ausschließlich mit deinem poetischen Herzen und liebest dich auch nur von deinem Empfinden leiten.

— Dann wäre also Liebe wirklich blind, wirft Josef ein.

— Die Liebe? Spreche ich von Liebe? Ich rede in Theorie, meine Worte haben sozusagen reinen hypothetischen Wert, denn solche Poeten blühen selten und gewöhnlich nur als Veilchen. Doch zurück zur Sache. Du findest oder fandest Fräulein Bardé, wie du dich sonderbar genug ausdrückst, ein sehr begehrenswürdiges Weib, in andern Worten, du wünschest sie dir zur Frau. Doch dir bangt, jener Adonis schleiche mit verwandten Gefühlen im Busen um sie herum und sei glücklicher, als du, sei vielmehr dir zuvorgekommen. Und worauf gründest du deine Befürchtungen, es sind doch bloß selche? Vielleicht auf einen Blick, auf ein Lächeln, auf ein Wort, das dir sogenannte Liebe verriet, spottet der Herr Burgenmeister. Was ist Liebe? Ein idealer Begriff, worüber deine Poeten, die im Leben vielleicht von friererender Be-

rechnung sind, ganze Bände fantasieren. Du hast zuviel solcher Ausgeburten verschlungen, mein Junge. Unsere Bauern alle, wie du sie kennst, sind doch glücklich? Du giebst es zu. Und wähnst du, sie verstünden etwas von Liebe nach eurer poetischen Auffassung? Nein, und doch leben sie recht idyllisch und zufrieden, mein Freund. Ich habe für meine Behauptung dreißig Jahre der Beobachtung und Erfahrung. Du darfst mir glauben.

— Recht gerne, Onkel, entgegnet der junge Mann. Die Vögel in der Luft zwitschern und singen, sie erfreuen uns durch ihre süßen Lieder. Diese Lieblinge Gottes thun das offenbar nur, wenn ihnen wohl ist und sie sich unter laubigem Dache recht behaglich fühlen. Sie sind nach unsern Begriffen also glücklich: sie essen mit Lust, schlafen sorglos und äußern eine Zufriedenheit, um die wir sie beneiden — gerade wie Ihre Bauern, lieber Onkel, und doch schlägt in ihrer Brust kein Herz wie das unsere, das sich unter Schmerzen windet und uns Thränen in die Augen drückt, das vor Freude zerspringen möchte und uns in dieselben Augen den Himmel spiegelt, zu dem es, so lange es zuckt, sehnsuchtsvoll aufstrebt.

Der Doktor lauscht, kaut an seinem Cigarrenstummel und wirft ihn zum Fenster hinaus.

— Ohne Liebe, wie du sie träumst, wäre also kein irdisches Glück? Hm, ich darf dir aber bekennen, daß ich nicht gerade ein unglücklicher Mensch bin, des Lebens verdrießlich, mir den Tod wünschend. Ich freue mich im Gegenteile meines stillen Daseins und habe manchmal recht süße Stunden.

— Stunden der Pflichterfüllung, der Arbeit, des Wohlthuns, mein Onkel. Deshalb sind auch Sie von uns beiden der Philosoph und haben das beste Theil erwählt, lautet des Neffen Antwort.

Der Arzt schweigt und scheint nachzusinnen. Allmählich nimmt sein Gesicht den gewohnt jovialen Ausdruck wieder an.

— Bleibst du der Ansicht, Georg Tratten vertrete

dir den Weg zum Herzen des schönen Fräuleins von Berghof? nimmt er mit einem gewissen Eigensinn die gefallene Frage wieder auf.

Josef muß über die Beharrlichkeit des alten Herrn lächeln.

— Gewiß, Fräulein Bardé liebt ihn, mein Blick hat mich schwerlich getäuscht, und gegen Gefühle will ich nicht ankämpfen. Wollte ich es übrigens mit Tratten aufnehmen, ich müßte ja unterliegen und schmachvoll das Feld räumen. Außer Vorzügen, die ich nicht laut anerkennen kann, besitzt er noch den, ein Künstler zu sein, und Künstler sind stets der Frauen Lieblinge gewesen, wären sie selbst so häßlich wie Liszt.

Der bald ernste, bald heitere Ton dieser Rede ergötzt den Doktor. Lachend erhebt er sich und schreitet vor seinem Neffen auf und ab.

— Du bist ein glücklich veranlagter Mann, sagt er, stehen bleibend, von komischem Ernste und ernster Komik. Doch das Wesentliche an der Sache bleibt, daß dir Marie von Anfang an gefallen und noch immer nicht mißfällt. Soviel darf ich deinen confusen Worten wohl entnehmen, die an Unbestimmtheit nichts zu wünschen übrig lassen und gut für dein ausgesprochen politisches Rednertalent zeugen. Die Schwierigkeiten, welche du dir aufbaust, sind zum Glück bloß eingebildet und kommen gar nicht in Betracht. Der Musikus, mein Junge, heiratet Fräulein Bardé nicht.

Onkel Wey hat diese Worte fest und überzeugungsvoll gesprochen und forschet nach deren Wirkung in den ruhig männlichen Zügen seines Neffen.

Das ist immerhin möglich, meint dieser äußerst betroffen.

— Nein, das ist sicher, betont der Onkel, und an dir allein liegt es, sie zu deiner Frau zu machen. Niemand steht dir im Wege, und Fräulein Bardé hat für dich die größte Achtung: sie macht daraus kein Gekl. Glaube mir, du bist in ihren Augen ein Mann, Georg Tratten nur ein Künstler.

V.

Fräulein Bardé drückt in Eile ihren breitrandigen mit schlichter dunkelen Seidenschleife geschmückten Sommerhut auf ihre dichten Flechten und huscht hinaus, wo in Ungeduld der Bruder ihrer harret.

Sie gehen zur Familie Varay, mit welcher sie schon seit einigen Tagen freundschaftlich verkehren, Dank der Fürsorge des Herrn Burgemeisters, der die Annäherung vermittelt. Auf der „Villa“ (so heißt man in der Gegend die Behausung des Herrn Tossen, weil dieselbe nebst schönen Vorgärten mit Pavillon einen kleinen Erker besitzt) ist um sechs Uhr „Diner“. Marie und Robert treffen als die letzten der Erwarteten ein. Madame Varay empfängt sie auf's freundlichste im Garten und führt sie zum Pavillon, wo sich die übrige Gesellschaft befindet.

Der Herr Doktor und Papa Tossen sprechen mit Fräulein Varay senior über das Innere des „Printemps“, was ersteren besonders zu interessieren scheint. Oliva hat vor Laporte und Georg Platz genommen, die in einer Gartenbank lehnen, und fesselt beide durch ihr geistvolles Geplauder, ihr unermüdeliches Fragen und ihre schönen Augen. Sie ist eine merkwürdige Erscheinung, dies kleine, lebhaft rote Kind. Ein einfaches crème Cachemirkleid schmiegelt sich mit wundervoller Eleganz um ihre zierliche Taille und bringt ihre volle Büste in bescheidenster Weise zur Geltung, während der breite Umlegefragen ihren schneereinen, zarten Hals in erlaubtem Maße frei läßt. Die goldroten Locken hat sie zu einer herabhängenden Strähne geflochten, welche sehr gut vom matt weißen Grunde absticht. Das unruhige Köpfchen bedeckt kokett eine flache Mütze vom Stoffe ihres Kleides mit lack vorstehendem Schirme. Ihre blauen Augen leuchten von

Lebensfreude, und ihre Wangen glühen im Eifer der Unterhaltung. So, in ihrem Stuhle schaukelnd, ist sie bezaubernd. Robert gesteht sich's, fast erschrocken vor dieser originellen Schönheit.

Raum hat Oliva die Neuangekommenen bemerkt, als sie ihnen entgegentritt.

— Wie bin ich froh, daß Sie da sind, sagt sie mit ungeheuchelter Freude, nimmt Marie den Sonnenschirm ab und schafft ihr einen Sitz neben dem ihrigen.

Pochenden Herzens setzt sich Fräulein Bardé Georg und Josef gegenüber, während Robert von Oliva die Erlaubnis erbittet, am Fenster lehnen zu dürfen, das viele Sizen mache ihn zu nervös, er habe sich offenbar in den letzten Tagen überanstrengt.

— Unter der Bedingung, daß Sie uns erzählen, was Sie z. B. heute Morgen gearbeitet haben, gewährte Fräulein Varay die begehrte Erlaubnis.

Laporte und Tratten hatten Robert's Entschuldigung belächelt. Als die geistvolle Pariserin vom arbeitfamen Advokaten Berichterstattung verlangte, brachen sie in lautes Lachen. Marie stimmte in die Heiterkeit ihrer Gegenüber ein.

— Fräulein Varay, mein Herr Bruder wünscht, sich zu setzen. Nicht wahr, Robert?

Der junge Advokat fand sich geschmeichelt, sogar beglückt durch Olivas boshaft: Neckerei, das Lachen und Spotten der Andern ließ ihn kalt.

— Ich habe französische Litteratur getrieben, gestand er, den Zwicker zurechtrückend, die von Ihnen bevorzugten Autoren studiert, deren Werke ich mir telegraphisch bestellt.

— Er hat Recht, wirklich Recht, unterbrach ihn seine Schwester munteren Tones. Vorgestern erhielt er per Express einen schweren Ballen, lauter Bücher, die ich nicht lesen darf. So sagte er. Ich ging aber in seiner Abwesenheit und überzeugte mich von dem Inhalte all' der gelben Bände: Es waren lauter pariser Romane! Nun wissen Sie aber nicht, wie er französische Litteratur treibt. Er geht in seinem

Zimmer oder im Parke auf und ab, ein Buch in der Hand, und deklamiert und zwar mit ergreifendem Pathos. Anfänglich glaubte ich, er studiere seine nächste große Rede ein — doch nein, er liest nur die schrecklichen Romane.

— Wie kannst du mich so beschämen wollen? schalt gutmütig Robert, du verstehst das nicht, Marie.

— Zugegeben, ich begreife es wirklich nicht.

— Ich aber auch schwer, bewerkt Georg.

— Der Herr Colleague wird sentimental, warf Josef ein. Die Lieblingsautoren von Fräulein Baray sind ja gerade die Herren der romantischen Schule.

Oliva lachte herzlich und warf ihr kluges Köpfschen, daß die rote Flechte wild aufschlug. Sie sprang Robert zu Hilfe.

— Herr Bardé, empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die eigenartige Aufmerksamkeit, die Sie meinen kleinen Launen und Neigungen schenken, und lassen Sie sich in Ihrer Lektüre nicht stören.

Das Wigeln um ihn her drohte, Robert zu reizen, und er wollte Oliva schon grollen, daß sie ihn preisgegeben, als ihre Worte ihn erlösten.

Er lächelte etwas beschämt vor sich selbst. Ja, hätte man den wahren Grund seiner litterarischen Studien gekannt, so leichten Kaufes wäre er sicher nicht weggekommen.

Dr. Robert Bardé war zur Erkenntnis gelangt, daß er im Kreise der pariser Damen als Advokat, als dessen Amtssprache die Sprache Mirabeau's und Gambetta's gilt, mit seinem Französisch eine eben nicht glänzende Rolle spielen würde. Seit 48 Stunden widmete er dem Lesen dickleibiger pariser Salonromane daher seine meiste Zeit, deklamirte deren wirkungsvollste Tiraden und Pointe und strebte darnach, sich der Familie Baray schmiegsames Accent anzueignen, was seiner unpariser Zunge im großen Ganzen nur mangelhaft gelang.

Nun fürchtete er, vor sich selbst erröten zu müssen, daher birgt er den Blick in sein Glas und nippt an seinem Madère.

— Es ist heute so ausnahmsweise milde, fährt Oliva fort, daß Mama der Ansicht ist, man könne vielleicht zum dinieren hier bleiben. Was meinen Sie, Fräulein Bardé? Was sagen die Herren dazu?

Die Idee des Diner's im halben Grünen nimmt man mit Freuden auf.

— Nun, dann müssen wir das Pavillon den Mägden überlassen, spricht Oliva, als sie auch der älteren Herren Zustimmung eingeholt. Ehe die aber hier geräumt, andere Tische und Stühle aufgestellt und die Tafel gedeckt, wird wohl ein Stündchen verstreichen.

— Wird die Verzögerung Ihnen nicht zu unangenehm werden, Herr Tossen, Herr Wey?

— Nicht im mindesten. Für uns wird die Stunde in nichts verfliegen, beteuern die alten Herren, denen Fräulein Baray senior eben die Zahl und Töne der Glöcken im Notredameturme angiebt, wenn nur Fräulein Paula uns Gesellschaft leistet.

— Das werde ich mit Vergnügen thun. Wir machen eine Gartentour, wollen Sie, meine Herren? und plaudern von Paris, meinem lieben Paris.

— Vom schönen, vom unvergleichlichen Paris, das in die Hände von Räubern fiel, murmelt der Deputirte.

— Und wir, jubelt Oliva, indem sie Marie's Hände mit kindischer Lust drückt, wir erfreuen uns am Croquet. Ihnen, Fräulein Bardé, gilt diese Ueberraschung. Sie äußerten leztthin lebhaftes Verlangen nach einer Partie.

— Ja, ja! Seit meinem Austritte aus dem Pensionate habe ich darauf verzichten müssen.

— Sehen Sie, droben steht alles bereit. Das Diner im Pavillon hatte ich vorausgesehen, nein, geplant, erklärt Oliva, und so haben wir ein Stündchen für uns. Die Herren natürlich spielen aus rurer Liebenswürdigkeit mit.

— Nein, Fräulein Oliva, schwört Robert, aus reinem Egoismus. Giebt es denn eine angenehmere Unterhaltung?

— Und eine erwünschtere Erholung, beteuert Josef, während Georg singend den Croquetkasten herbeischleppt.

— Die Herren Advokaten, befehlt Oliva, stecken uns jetzt die Bogen ein, Fräulein Bardé und ich vergeben das Spiel.

Die Advokaten lachen und fügen sich.

— Herr Robert Bardé wird allein bleiben, Herr Laporte spielt mit mir, und Fräulein Bardé versucht ihr Glück an der Seite unseres Artisten, verkündet Oliva mit reizendem Ernste das Ergebnis ihrer Beratungen mit der Freundin, welche leise erröthet.

— Wer sprach das salomonische Urtheil? fragt Robert.

— Ich in meiner tiefen Weisheit, erdiget Oliva. Ihre Fräulein Schwester weigerte sich, in Ihre Geschichte einzugreifen.

Das Spiel gestaltet sich zu einer recht muntern und angenehmen Erholung. Der Damen Wangen glühen, und ihre Augen funkeln vor Lebensfreude. Auch das Blut der drei Mitspieler kreist in schnellerem Tempo, als sonst, und ihre Herzen schlagen höher.

Der Burgemeister und Herr Tossen mit Fräulein Paula durchwandern den ganzen Park, bald hier, bald dort ruhend und plaudernd.

Vor dem Pavillon machen sie halt, wie die Croquetpartie ihr Ende erreicht.

— Haben sich die großen Kinder gut amüsiert? erkundigt sich der Doktor.

— Sie hätten mitspielen sollen, Onkel, entgegnet überzeugt Robert. In Luxemburg verschmähen weit reifere Herren, als Sie, die Bewegung des Spieles ebensowenig wie einen Spaziergang mit einer geistvollen Dame.

— Wir ziehen letzteres vor, das Spielen ist ein Vorrecht der Jugend.

— Die manchmal ernstere Gedanken führt, als das genügsame Alter, scherzt Georg melancholisch.

— Leider, bestätigt Robert, die Sorgen scheinen sogar ein Vorrecht der Jugend zu sein, gerade wie das Spiel unser unbestrittenes Recht ist.

Oliva lacht.

— Lauter Rechte, davon du sicher Doktor bist, neckt

Marie den Bruder und streicht schelmisch dessen Bart.

— Du bist aber grausam, sagt Robert schmolend, während Laporte lächelnd Beifall nicht.

— Ein Glück, daß bei uns keine Doktorhüte zur Verteilung gelangen, philosophirt Tratten.

— Bei Künstlern, besonders bei solchen aus dem Reiche der Töne, ist die Formalität vom lieben Gott selbst besorgt worden, wirft der Arzt leicht hin.

Georg sieht den Onkel an und steckt die böshafte Bemerkung ein.

Das Diner zwischen Epheu, Wildhopfen und Kapuzinerkresse, erst vom Abendrot, dann vom Mond beschienen, hat seine Reize. Die Teller klirren, die Gläser klingen, dazwischen dröhnt das breite Lachen des Burgemeisters, trillern Oliva's Neckereien, von Marie's munteren, immer kindlichen Auslassungen und der Herren Scherzen unterbrochen.

Als vom Kirchturme neun herüberschlägt, erhebt sich der Doktor, und die Gesellschaft trennt sich.

VI.

Marie Bardé hat sich vor der brennenden Nachmittags- hitze in's Gartenhaus geflüchtet. Auf ihren Knien liegt eine halb vollendete Stickerarbeit, ein blau seidenes Kleid für die Madonna.

Sie möchte den Herrn Pastor zum 8. September, dem Geburtsfeste der Jungfrau, damit überraschen. Bis dahin sind es aber nur mehr acht Tage, eine kurze Zeit. Deshalb will sie eilen, doch es geht nicht von statten, die Nadel, sonst so flink in ihren Fingern, wiegt ihr heute schwer, ihre Hand muß sich von Zeit zu Zeit er-

holen. Behaglich ruht sie in ihrem Stuhle und läßt das Auge von ihrem Lugplätzchen aus in's Freie schweifen. Berghof ist so stille, kein Menschenlaut dringt bis zu ihr. Die Sonne, die in tausend Strahlchen aus dem Wegkiesel wiederglitzert und auf das Segeltuch des Zeltes drückt, scheint die Natur eingeschlummert zu haben. Nur einige glänzenden Mücken summen vorbei, ein paar bunte Falter flattern umher, und aus dem Wäldchen drüben zwitschert ihr ein einsames Vöglein Leid und Freude zu.

Marie wirft plötzlich ihre Arbeit auf das Tischchen und schlüpft aus ihrem Schattenwinkel heraus. Ein leichter Wind hat ihr unerwartet zarten Rosenduft zugehaucht. In der Nähe steht noch in voller Blüte ein mächtiger Strauch mit Spätrosen. Sie sucht sich eine erschlossene Blume und will dieselbe abknicken. An dem Stengel aber sitzt ein voller Knopf, den sie verschonen möchte.

— Du sollst knospen, die Sonne schauen und aufblühen, gleich deinen Schwestern hier, murmelt sie, holt von ihrem Arbeitstischchen die kleine Scheere und trennt behutsam die Rose ab, indem sie des Knospes schont.

Mit Gier atmet sie den königlichen Duft der Centifolie ein, die zwischen ihren zartrosa Fingern ruht. Der starke Blumengeruch läßt ihr die einschläfernde Wirkung der Schwüle willkommen erscheinen, sie lehnt den Kopf zurück und schließt die Augen. Willenlos überläßt sie sich jenem schaukelnden Träumen, das in solch poesieumfangener Einsamkeit für ein junges Mädchen unabweisbar und von sinnverrückendem Bestechen ist.

Sie denkt an Georg Tratten, und gerade deshalb schließt sie die Augen. Noch frisch in ihrer Erinnerung stehen die lezt verflossenen Märzwochen, da sie sehnsüchtig des Tages harrete, der dem Hause, dem freudearmen Berghof den heitern Gast, dem wortkargen Vater den aufmunternden Freund wiedergeben sollte. Sie freute sich, den Musiker wiederzusehen, ihm in das lachende Auge zu blicken und fühlte sich glücklich, wenn sie zu

seinem Spiele singen durfte. Die Osterferien waren schnell dahingegangen und hatten ihr viele angenehme, reizende Stunden gebracht. Sie nannte den Hausfreund stets nur „Herr Georg“, lachte mit ihm, neckte ihn und ergöhte ihn durch ihre mitunter zudringlichen Fragen, genau wie ein Kind. Niemand wehrte ihr, und sie fand das alles so natürlich. Nur einmal hatte Josef Laporte einen vollen und langen Blick auf sie gerichtet, so ernst und vorwurfsvoll — sie glaubte wenigstens — daß sie davor erschrak. Und noch heute meidet sie es, dem Auge des geistvollen Advokaten zu begegnen. Was er ihr nur hatte sagen wollen, was er ihr vorwerfen? Sie wußte und fand es damals nicht. Seine Bedeutung mußte dennoch der Blick gehabt haben, davon war sie überzeugt gewesen, denn Laporte ist ja ein „Mann“ im Wort, ein „Mann“ in der That. Ihr Vater hatte dies Lob einst fallen lassen. Sie hatte es aufgefangen, es hatte ihr einen tiefen Eindruck gemacht und sie mit etwas wie Ehrfurcht vor diesem „Mann“ erfüllt. Daher konnte sie seinen Blick vom Frühjahr nicht vergessen, obwohl sie denselben nicht verstanden.

Als Georg Tratten ihr zum Namensfest einen berauschenden Walzer widmete, da jubelte sie in kindlicher Freude auf und hätte ihn umarmen mögen, wenn sie es einigermaßen für schicklich gefunden. Am dem Abend war sie beglückt. Wie fuhr sie aber zusammen, als sie tags drauf während des feierlichsten Teiles der Messe dieselben Walzertöne, in verzehrender Sehnsucht hinschmelzend, ungeahnterweise vernahm. Damals wünschte sie, vor sich selbst sich verbergen zu können. Die klagenden Töne hatten zu ihr in beredtester Art gesprochen und ihr die eigenen Gefühle zum Bewußtsein gebracht, einem Bewußtsein, das sie beängstigte. Georg hatte ihr in sinnigster Weise zugeflüstert, verraten, was sie fast ein Jahr lang unbewußt und unwissend zur Schau gegeben. Vor Scham glaubte sie in den Boden versinken zu müssen. Von dem Tage an ist sie kein Kind mehr, sie scherzt nicht mehr mit dem Freunde und nennt ihn mit der zartesten Reserve nur mehr „Herr Tratten“.

Nun versteht sie den ernsten Blick von Josef Laporte.

Dieser hatte in ihrem Innern sicherer zu lesen gewußt, als sie selbst. Er hatte erkannt, daß sie Georg liebe, und es ihr zum Vorwurf gemacht, daß sie ihren Gefühlen keinen Zwang anzuthun vermocht. Aber war sie denn schuldig gewesen? Sie hatte ja die Wahrheit ihrer Empfindungen selbst nicht gekannt... .

Das laute Bellen des Hofhundes entriß sie etwas brüsk ihren Träumereien, Caro's Murren galt aber keinem Fremden, es klang zu freudig.

— Der Vater, dachte sie, der von seinem Waldgange wiederkehrt. Sie hört die Seitenthüre in's Schloß zurückfallen und den Kiesel unter einem festen Tritte knistern

Georg Tratten stand in der Öffnung des Zeltes. In der Hand trug er ein Packet Noten, die er für Herrn Bardé mitgebracht, es sei aber Niemand im Hause, als die alte Magd, die habe ihm gesagt, das Fräulein sitze im Garten.

— Der Vater ist seit Mittag in den Wald, Sie wissen, da kann er halbe Tage zubringen, berichtete das befangene Mädchen und lud Georg zum Sitzen ein.

Tratten ließ sich ihr gegenüber nieder

— Und mein Bruder, fuhr sie fort, hat die Damen Baray, den Doktor und Josef Laporte in's Müllerthal begleitet. Mich hielt meine Arbeit zurück, sagte sie, auf ihre Stiderei deutend. Ich glaubte, Sie nähmen am Ausfluge teil?

— Ich hatte allerdings zugesagt, doch besann ich mich in letzter Stunde eines Andern. Ich blieb daheim und schrieb bis Mittag eifrig Noten, davon ich jetzt Ihrem Vater jüngst Versprochenes mitbringe.

Marie sah ihn nicht in's Gesicht. Sie fürchtete sein Eröthen, hatte er ja gelogen. Das empfand sie, und es gefiel ihr. Daß er Noten geschrieben, glaubte sie ihm recht gerne, und daß er davon dem Vater etwas brachte, mochte ja auch seine Richtigkeit haben. Allein daß er deßhalb

auf das Müllertal verzichtet, das dünkte ihr eine schlechte Finte.

Spielend führte sie ihre Rose an die Lippen und schwieg.

Sie hätte dem jungen Mann in die Augen schauen dürfen, kein Zucken verriet, daß er gelogen.

Sie aber vermochte kaum, ihre innere Bewegung wegzuhemeln, und wenn Georg nicht in ihrem niedergeschlagenen Blick forschen konnte, so sagte ihm doch der leise Anflug von Röte auf ihren Wangen, daß sie nicht eben an's Müllertal, an seine Notizen oder an ihre Arbeit gedacht oder dachte.

Sein Herz erzitterte bei der Erwägung, und er fragte sich mit Bangen, was wohl jetzt in diesem Köpfschen vorging, das sich auf die Brust neigte.

Die Rose in der Hand des träumerischen Kindes ließ ein Blättchen fallen, welches ihre ungeschickten Finger abgestoßen.

— Ich habe sie vor kaum einem halben Stündchen gepflückt, und schon zerfällt sie.

Sie hob das Haupt wieder, das verräterische Rot ihrer Wangen war verflogen.

— Sie verwelkt, teilt so aller Rosen Loß, entgegnet Georg. Blühen ja selbst die schönsten nur zum Welken: ein Windstoß genügt, um sie zu entblättern.

— Ja, sie blühen alle zum Verwelken, wiederholt Marie nachdenklich Tratten's Worte, und nichts kann sie vor dem Hinstorben bewahren.

— Nichts auf der weiten Welt kann ja auch den Menschen vor dem Tode retten, meint Georg, und mit seinem Ableben hat er wohl seine materielle Bestimmung erreicht, seinen irdischen Beruf erfüllt, gerade wie die Rose in einigen Stunden, wenn sie welk- und duftlos geworden, den Zweck des kurzen Daseins verwirklicht, zu dem sie der Sonnenstrahl und der Morgentau erschlossen.

— Und der wird dann gewesen sein? lächelt Marie forschend.

— Ihnen, werthes Fräulein, durch ihre Schönheit und Wohlgerüche angenehm zu sein, antwortet der junge Künstler.

— Und ich Undankbare überlasse alsdann das arme Blümchen, weil es dürr und geruchlos geworden, hier auf dem Tische seinem traurigen Geschicke oder werfe es gar draußen weg.

— Genau das Loos von uns armen gleich hilflosen Menschen.

— Sie haben mir, Fräulein Bardé, mit Ihrer poetisch angehauchten Philosophie etwas in Erinnerung gebracht, was ich neulich las. „Die Legende von der Rose“, glaube ich, heißt es, etwas Naives, mit bitterem Lebensernst erzählt.

— Wirklich? lacht sie mit etwas angenommener Ungläubigkeit.

— Nun, erzählen Sie mir die Geschichte, ich bin ja, Sie wissen es, auch Freundin von Poesie und Lebensernst. Unterdessen wird vielleicht Papa zurück sein.

— Sie wollen sich skeptisch zeigen, Fräulein Bardé, sprach Tratten guter Laune. Ein Glück, daß ich Sie besser kenne. Ich will Ihnen also die „Legende von der Rose“ mitteilen, und bin überzeugt, wenn ich zu Ende sein werde, ist meine liebenswürdige Zuhörerin tief ergriffen und schweigsam.

„Es war einmal ein Knabe, jung und zart. Sein Herz war noch rein, noch ungehaucht von dem bösen Geiste, der uns alle früh oder spät anweht. Täglich führte ihn sein Weg an einem reichen Blumenhaine vorbei. Die farbenprächtige Flora des Gartens aber, welche stets so viele Bewunderung erregte, war für ihn reizlos, vermochte nicht, ihn zu fesseln, seine Sinne zu erregen. Vergebens dufteten die Weilschen im Grase — er sog den Arom ein, doch nur vorübergehend und zufällig, weil die Luft es so wollte, vergebens wiegten sich die schönen, reinen Lilien im Winde, er sah ihr majestätisches Kleid, wie er den Wurm auf der Erde sah, den er nicht zertrat, vergebens hauchten ihren

Wohlgeruch aus und prangten in ihrem königlichen Schmucke die Rosen auf den dornigen Stöcken: er sah sie, wie die Veilchen und Lilien, doch niemals wandelte ihn die Luft an, eine von ihnen zu besitzen, niemals weilte er bei ihnen, niemals waren sie der Gegenstand seiner kindlichen Gedanken und Begierden.

Da ward er krank.

Der erste Tag verstrich in Unbehaglichkeit. Der zweite in Unruhe. Der dritte in Sehnsucht nach dem Blumengarten.

Warum?

Der vierte führte ihn wieder hinaus. Wie klopfte sein zartes Herz, als er sie wieder sah, all die Kinder Florenz, all die Blumen und Blümchen, die blauen und die weißen und die roten.

Vor allem aber war es eine Centifolie, eine feurigrote, welche ihn anzog wunderbar.

Ein ungekanntes Bangen jagte durch seine Glieder, als er sie wieder sah.

Und er hatte sich gerühmt, sie ließen ihn ungerührt, all die Blumen blau, weiß und rot!

Wie durchzitterte es aber jetzt sein Gemüt, als er jene Rose wieder sah, die ihm sonst vor allen nur die königlichste geschienen, wie wonnig wehte ihr Wohlgeruch sein Herz an!

Mit Behagen und Glück ruhte sein Auge auf der feurigen Blume, nur ungern ging er seines Weges weiter. Von dieser Stunde an war sein Innerstes umgewandelt.

Er sehnte sich nach dem Momente, der ihn wieder hinführen sollte, vorbei an den Veilchen, den Lilien, den Nelken, den Rosen, den roten, unter denen eine, stolzer, denn alle anderen, die Königin war.

Sie erfüllte sein gesartetes kindliches Denken.

Mit jedem Tage wurde sein Verlangen größer und heftiger.

Eines Nachts träumte ihm, wie er sie brach unter Sträuben, sie an seine Lippen führte, den Tau von

ihren Blättchen weglüßte und herrliche Arome schlürfte. — Er war selig und erwachte. Ein wildes Sehnen durchwogte ihn.

Fest entschlossen, sein Knabenhaftes Verlangen, das seit einigen Tagen ihn schon bestürmt, zu stillen, lief er zum Garten.

Von weitem sah er seine Rose. Sie schien ihm begehrenswerter, als je, in voller Blüte, feurig, dunkelrot, tauglänzend und stolz wiegte sie das Haupt im linden West.

Der Knabe war entzückt. Er faßte sich ein Herz, warf seine Last zur Seite, so daß manche Viole und Nelke brach, was er gar nicht achtete, neigte sich knieend zur Rose auf dornigem Stod und flehte zärtlich: Schön-Röschen, sieh, deine Schwestern sind die liebsten Kinder in der ganzen Blumenwelt, du aber, du bist Königin über alle Rosen. Du trägst das Haupt nicht wie die andern, du wiegst dich im Winde nicht wie jene, das Rot deiner Krone ist blendender, als ich noch sah, und die Wohlgerüche, die du ausatmest, sind berückend.

Aber wie lange blühst du noch? zum Welken schloßest du dich auf, zum Welken, wie auch wir Menschen ja zum Sterben leben! Und sieh, eines Tages, vielleicht schon heute, kommt ein Stutzer daher, du gefällst ihm, er wird dich brechen, ungefragt, oder wenn er spricht, dann wirst du seinen Einflüsterungen, seinen Reden nicht widerstehen, du wirst dich unbewußt dem Reize überlassen, neben einer Rosette in seinem Knopfloche ein halbes Stündchen zu duften. Ja, ein halbes Stündchen nur, denn schon am Stadthore drüben wird er deiner müde sein und spielend dich vielleicht zerblättern oder, zum letztenmale deinen Duft schlürfend, dich auf den Weg hinfallen lassen, wo herzlose Fußgänger dich zerreten werden. Glaube mir, so manche deiner Vorfahren, deiner Schwestern ereilte dies Loos.

Die Menschen sind nun einmal so! Doch ich — dürft' ich dich pflücken, wie teuer wärest du mir! Ich wollte

dich an meine Brust bergen, alles aufbieten, was Natur und Menschen vermögen, dir das Leben zu erleichtern, zu erhalten, zu verlängern... Welken wirst du ohnehin einmal, sterben müssen wir ja auch alle...

Aber wie ganz anders ist es, sich geliebt, gepflegt zu wissen, als schändöde verlassen zu werden.

Dies und noch manches Andere flüsterte der Rose unser Knabe, zärtlich und liebevoll wie nur er sein konnte.

Aber kalt sah die Königin auf ihn herab, hob und wiegte das Haupt und trieb ihm ihre Arome in die Sinne.

Sie antwortete nicht, mitleidig schien sie den Flehenden anlächeln zu wollen.

Da sprang der Knabe auf, warf einen letzten Blick zurück und floh...

Man sah ihn niemals wieder?

Georg hielt inne.

— Und Schön-Röschen? forschte Marie.

— Ueber sie und ihre weitem Schicksale schweigt die Geschichte, erklärte der Gefragte.

— Die vorsichtige Geschichte! lächelte Fräulein Bardé. Nun, ich will glauben, die Rose teilte aller Spröden Loos: Sie blieb sitzen auf ihrem dornigen Stocke, verblühte, und eines Morgens sah man ihre Blättchen in alle Winde geweht, setzte das junge Mädchen mit contrastierendem Ernste hinzu

— Vielleicht kam ein anderer Knabe, glücklicher, als der erste, dem sich Röschen willig gab, und der es liebte und pflegte, wie es jener kaum besser vermocht, wandte Georg ein...

Im Hofe vor dem Hause fing der Hund wieder an zu bellen, einige freudige Rufe, dann war er still.

— Mein Vater ist zurück, sagte Marie aufstehend und reichte Tratten die Rose, indem sie jedoch seinen Blick vermied.

— Sie gehört Ihnen. An mir hat sie ihre Bestimmung erfüllt, und es wäre traurig, müßte sie schon sterben.

— Und ich werde das Röschen pflegen, versprach ihr Georg

VII.

Marie Bardé ist ernster geworden, still und in sich gekehrt. Ihr Herz schlägt sicher, sie fühl't sich unendlich zufrieden.

Ein Mann hat ihr sein Herz geweiht, ein schöner, ein herrlicher Mann, den sie vergöttert. Georg liebt sie. Er hat es ihr in der zart Sinnigsten Weise gestanden und ihr mit den anmutigsten Worten gesagt, wie teuer sie ihm ist. Er begehrt sie, er will sie besitzen — oder sie fliehen, fliehen hinaus auf Nimmerwiedersehen.

Fort, weit fort! Wohin?

Der Gedanke fröstelt sie... Willenlos würde er sich dem Treiben der stürmisch wogenden Weltfluten überlassen. Den Künftler würden die Menschen feiern, und er schwebte mit genialem Fluge von Triumph zu Triumph. Den Becher der Freude würde man ihm kosend reichen, er schlürfte ihn in vollen Zügen, um nachher vielleicht den Kelch der Bitternisse, des Leidens bis auf die Hefe zu leeren und elend auf sandigem Boden zu stranden, von dem empfindungslosen Weltstrudel hinausgespült, oder mit abgestoßenen Schwingen unter die addierende und multiplizierende Menge zu fallen!

Doch nein — das sind ja nur Fantastereien, ihre kindischen Gedanken, und zwar recht böse. Sie liebt Georg, sie will sein Schutzengel sein, für ihn beten, zur Hüterin seines Genies werden, ihm beistehen und ihm helfen. Triumphe wie Enttäuschungen und Schmerzen als Mensch tragen.

In der Jungfrau hat das Weib mit einem Male das Kind verdrängt und ihr ein neues Leben eröffnet.

Eifrig schafft sie am Muttergotteskleidchen und gelobt der Himmelskönigin ein weit kostbarereres an Georg's Hochzeitstage.

Ihr ist, als arbeite sie an Zukunft und Glück. Mit fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit zählt sie die Stiche und Sticklein und sieht mit bis dahin unempfundenener Freude die seidenen Lilien und Röschen unter ihrer Nadel auf himmelblauem Grunde entstehen.

In ihren Erholungsmomenten sitzt sie am Flügel und spielt Georg's Walzer, feierlich und andachtsvoll, sie möchte jene Töne und Tempi wiederfinden, in denen er in der Kirche zu ihr sprach. Allein, es will ihr nicht gelingen, sie tastet im Unsichern, bis der junge Künstler sie eines Tages bei ihren verräterischen Studien ertappt. Sie hält errötend inne und steht auf. Er hat ihr unsicheres Greifen und Suchen verstanden. Lächelnd setzt er sich und läßt seine Finger über die Tasten hingleiten. Marie, auf das Kamin gestützt, hat die Augen halb geschlossen und sieht sich in ihrem Betstuhle in der Kirche. Die weiche sehnsuchtsvolle Melodie redet zu ihr in unaussprechlichen Worten, und die vollen Akkorde, mit welchen Tratten diesmal sein Fantasieren schließt, klingen ihr wie Siegesgesang und Frohlocken.

Noch ist das sakramentale Wort: „Ich liebe dich“, das auf ein junges, reines Mädchen so eigenartig wirkt, nicht über Georg's Lippen gekommen. Das macht Marie ihre Liebe wertvoller und heiliger. Das Bewußtsein, geliebt zu werden, ist ihr ein kostbares Geheimnis, das sie ja nicht einmal mit Georg, dem Liebenden selbst, teilt. Sie hat ihm ja nicht gesagt, daß sie sein poetisches Geständnis, seine „Legende von der Rose“, verstanden. Er hat kein Recht, an Erwiederung seiner Liebe, an ihre Liebe zu glauben. Wenn er auch weiß, daß sie ihn liebt, zärtlich liebt, sie hat es ihm nicht gesagt, und dieses Bewußtsein macht ihr Vergnügen, erfüllt sie mit Selbstzufriedenheit. Denn obwohl ihre Neigung engelrein ist, erschreckt sie doch manchmal der Gedanke an die Möglichkeit und Aussicht ihres Glückes in den Armen eines Mannes. Wie könnte es anders sein? Das Leben der Liebe ist für ein junges Mädchen etwas schauerlich Süßes, etwas Ungewußtes, von dem sie nur ahnt, daß

es ihr Ueberraschungen bieten wird, welche ihr die Einbildungskraft als Seligkeiten vorgaukelt. Diese Seligkeiten sind es, über welche Marie's reines Herz erzittert. Und ein anderer Mensch, auf ihre Bekenntnisse hin, sollte alle diese Gedanken bei ihr voraussetzen dürfen? Nein. Wenn Georg in ihre Seele geschaut, sie hat es ihm weder gestattet noch gewehrt. Er ist ihr teuer, und sie ist ihm aufrichtig zugethan. Daß er letzteres erriet, bezweifelt sie nicht, es genügt ihr vollkommen. Was sollten noch Unberufene damit zu thun haben? Die Frau liebt das Geheimnißvolle und Romantische. Ein Strahl aus seinem Auge gilt ihr als das offenbarste Liebeswort, als die erlaubteste Kosung, ein Lied mit ihm zu singen, macht sie melancholisch zufrieden. Sie spricht zu dem Geliebten mit Ruhe und Zurückhaltung und über gleichgültige und alltägliche Dinge und bekundet dabei eine Freude und einen Eifer, die nur ihm verständlich sind. Sein Anblick, das Zusammensein, das Einatmen einer Luft mit ihm beseligt sie. Der junge Mann findet ihre Reserve von wunderbarem Reize und hochachtet sie. Er fühlt, daß ein unbedachtes Wort das ruhige, reine Herz der Geliebten aufschrecken und ihm ihr Vertrauen auf immer entziehen könnte. Sie liebt und wird geliebt, kein Mensch weiß es, sie hat es niemanden verraten: das ist ihr Glück.

Des Abends in ihrer Kammer, allein und ungestört, kniet sie in einem Betstuhle. Sie gedenkt der verschiedenen Mutter, des Vaters, des Bruders und „seiner.“ Sie empfiehlt ihn dem besonderen Schutze der Jungfrau, wie den Vater und den Bruder. Sie war sogar mit sich selbst in Conflict gekommen bei der Frage, ob sie ihn nicht vor den Bruder setzen solle oder dürfe, wie ja der Vater Robert vorgehe. Sie that und thut es nicht aus Furcht, es sei sündhaft. Allein, daß Georg in ihrem Denken nicht nur den Bruder, sondern mitunter auch den Vater verdrängt, vielleicht trotz ihrer, das muß sie sich gestehen. Anfänglich machte sie diese Wahrnehmung mit sich selbst unzufrieden, nun fügt sie sich in das Unvermeidliche, das

sie fast für Pietätlosigkeit hielt, und das sie bewog, ihre Zärtlichkeit und Freundlichkeit gegen Vater und Bruder zu verdoppeln.

Auf einem kleinen Abendessen im Pfarrhause leßthin sitzt sie zwischen dem alten Tossen und der jüngeren Baray, gerade Josef Laporte gegenüber. Zum ersten Male seit Ostern findet sie das Selbstvertrauen, dem jungen Advokaten frei und offen in's Gesicht zu schauen. Wiederholt begegnet sie demselben Blicke wie damals. Sie weist ihn mit Unbefangenheit ab, mit Troß sogar, der ihr das Bewußtsein verleihet, nicht mehr vor sich selbst in moralischem Nachtheile zu sein, wie vor ein paar Monaten, da sie noch in's Blaue schwärmte. Oliva's Nachbar droben, den man ihr entriickt, der Künstler, ist ihr Selbstvertrauen, ihr Troß. Was kann ihr da noch der Blick eines Unberufenen wollen? Doch dieser Unberufene ist ja „ein Mann“, ihr Vater hat es gesagt und hält große Stücke auf ihn. Ihr selbst flößt er die größte Achtung ein. Sie hält ihn sogar für einen bedeutenden Mann. Weshalb? Sie weiß es kaum. Weil er nicht ist wie Andere, die sie gesehen. Vielleicht hauptsächlich, weil er so voller Verstand drein sieht und auch redet.

Sie lacht und plaudert. Doch der Blick des Advokaten beunruhigt sie abermals. Und es reizt sie einigermaßen, sich aus Imagination oder Schwäche von diesem Manne beeinflusst zu wissen. Sie fängt deswegen an, ihm ernstlich zu grollen, und ihr Herz schlägt um so leidenschaftlicher für Georg, den man ihr zum Vorwurf und Streitig machen will.

VIII.

Die Schulmesse ist beendet, und die Kinder mit Lehrer und Lehrerin haben die Kirche verlassen. Der Pastor sitzt schon eine geraume Weile zu Hause am Frühstückstisch.

tische, und Marie Bardé befindet sich bereits halbwegs Berghof.

Am Muttergottesaltar, wo wir Oliva Baray zum ersten Male gesehen, kniet eine Beterin und scheint nicht zu wissen, daß das Gotteshaus außer ihr keine menschliche Seele birgt. Sie betet nicht mit Lippe und Zunge, sie betet mit Geist und Herz, mit ihrem ganzen Wesen. Sie weint und opfert ihren Schmerz Gott, der allein weiß, weshalb sie so leiden muß. Ergeben und vertrauensvoll klagt sie der Jungfrau ihren Kummer und fleht um Trost und Hilfe. Die Heilige möge sie erleuchten und ihr mit gutem Räte beistehen, in dieser Stunde will sie einen Entschluß fassen, der über ihre ganze Zukunft entscheiden soll.

Die einsam Knieende ist Anna Mathieu, die Lehrers-tochter....

Es sind drei bis vier Jahre her. Die Pfarrei des Herrn Schmitz beging das Fest des hl. Lukas. Es war Kirmeß.

Der Ortsverein „la Philomèle“ gab im Saale des Gasthofes „Zum Feierwön“ eine Abendunterhaltung. Man führte die Dicks'sche Dialektoperette „d'Kirmes-gesch“ auf. Das Orchester ersetzte Georg Tratten, der das herbeigeschaffte alte Klavier des Lehrers bearbeitete und die nötige Musik machte. Der junge Mann war damals noch Unteroffizier und befand sich zum Kirchweihfest auf Urlaub. Er trug Civilanzug und sah schon aus wie ein „feiner Herr.“ So drückten sich die Dorfmädchen aus, und da war keine, die nicht klopfenden Herzens den schönen Musikanten ansah und in ihm den weit und breit begehrtesten Jüngling fand. Selbst die reichen Bauerntöchter ließen ihr Auge wohlwollend und funkelnd auf dem armen Unteroffizier ruhen, galt es ja als ausgemacht, daß „noch etwas aus ihm werden müsse“.

Auf das Singspiel folgte ein von der Jugend heiß ersehntes Tänzen.

Georg Tratten war von sprudelnder Laune und be-

vorzuzie in auffallender Weise Anna Mathieu, was deren Gespielinnen mit Neid und Eifersucht erfüllte.

Was er nur mit dem nichts sagenden Schulmeistermädels vorhabte? fragten sie sich.

Nach dem ersten Polka erkundigte er sich, wie ihr die „Kirmesgescht“ gefallen. Sehr gut, erklärte sie schüchtern, doch das Schönste sei wohl seine Begleitung gewesen. Lächelnd meinte er, sie wolle ihm nur eine Liebenswürdigkeit sagen. Erröthend schwieg sie. Während der Walzerpause begann er mit Geist über die zwar reichen, doch mitunter etwas unbeholfenen und nicht gerade verlockenden Herrentöchter zu witzeln, deren Annäherung und Auftreten lächerlich seien. Wenn auch Anna nicht in seine Periffelage einschlug, so empfand sie dieselbe doch als eine Art von Genugthuung für die schlecht bemäntelte Geringschätzung, die ihr von jener Seite widerfuhr.

Eine Stunde später war sie in Georg's sämtliche Geheimnisse eingeweiht. Sie wußte, daß er fleißig Musik studierte, daß alle seine Vorgesetzten ihn liebten und schätzten, und daß er in Bälde trotz seiner Jugend zum Feldwebel vorrücken würde. Er verriet ihr sogar, daß er sich bereits im Componieren versucht, wovon aber noch kein Mensch eine Ahnung habe. Wenn es sie interessiere, käme er am folgenden Tage und gäbe ihr zu Liebe in ihrem Hause ein kleines Concert. Herr Mathieu habe ihm soeben das Versprechen eines Besuchs abgenommen. Mit Freuden nahm sie sein Anerbieten an, und als sie auf Geheiß des Vaters sich zum Nachhausegehen anschickte, wünschte ihr Georg herzlich gute Nacht und fügte hinzu, auch er wolle sogleich aufbrechen. Zum ersten Male in ihrem Leben unterließ Anna ihr Nachtgebet, und, allein in ihrem Kämmerlein, entschlummerte sie in Gedanken an ihren lieben und schönen Tänzer. Der bescheidene junge Mann, nur vielleicht etwas zu Enthusiast, gefiel ihr außerordentlich. Natürlich war auch sie, gleich den Leuten des Ortes, überzeugt, daß aus ihm „was werden müsse.“ Doch das lag noch im Ungewissen, in vielleicht sehr entrückter Zukunft. Das

Nahe, das Sichere, Faßliche sagte ihr auch weit mehr zu. Tratten rechnete auf Abancement und ein Feldwebel schien ihr eine schon behagliche Stellung zu haben. Die Möglichkeit, an seiner Hand durch's Leben zu schreiten, hatte in ihren Augen etwas ungemein Reizendes, sie malte sich die Zukunft rosig aus.

Georg kam, wie er versprochen, und wiederholte seinen Besuch täglich, bis sein Urlaub abgelaufen. Der alte Lehrer hatte den jungen Mann bei Gelegenheit des Einstudierens und der Aufführung der »Kirmesgeschicht« näher kennen und lieb gewinnen lernen. Er fand in ihm etwas mehr, als einen gewöhnlichen Spielmann mit Treffen und konnte sich stundenlang mit ihm unterhalten. Anna wich während Georg's Besuche nicht aus der Stube und hatte immer die Hände voll zu thun. In liebenswürdiger und diskreter Weise fand er stets ein artiges Wort für sie. Das Mädchen war dann glücklich. Nach acht Tagen mußte Georg wieder nach Luxemburg. Mit schwerem Herzen sah ihn Anna scheiden. Allein sie tröstete sich. Er hatte ihr ja verraten, wie er sich nach ihr sehnen würde und die Tage gezählt bis zu seinem nächsten möglichen Urlaub. Es waren deren über hundert. Das dünkte ihr eine recht lange Zeit. Noch nie hatten ihr drei Monate ein so großer Lebensabschnitt geschienen.

Doch sie verstrichen, und der schmucke Sergeant kam auf zehn Tage wieder. Die junge Liebe, auf welche die erste längere Trennung äußerst treibend gewirkt, entflammte das Wiedersehen zur Leidenschaft in beiden Herzen, um so leichter, als dasselbe von kurzer Dauer sein sollte.

Zwischen Georg Tratten und dem Lehrerhause entstand innige Freundschaft, welche sich durch Georg's häufige Besuche kund gab.

Ob wohl die Eltern von der Neigung des jungen Musikers zu ihrer Tochter und von deren Erwiederung etwas wahrgenommen?

Die Möglichkeit einer Verbindung beider mußte ihnen

früher schon vorgeschwebt, und sie mochten den Gedanken nicht verworfen haben. Georg vereinte ja in seiner Person alle jene Eigenschaften, die ein Vater und eine Mutter an einem Manne suchen könnten, welchem sie das Glück ihrer Tochter, die vermögenslos ist, anzuvertrauen gedächten: jung, schön, intelligent, arbeitsam und rechtschaffen. Drum war er auch im Lehrerhause ein ebenso willkommener Besucher wie lieber Gast.

Während seines Frühjahrsurlaubs führte ihn der Zufall auf den Weg des Herrn Bardé und, wie wir bereits gesehen, in dessen Haus und Gunst. Anna begrüßte die Mitteilung von der Begegnung und ersten Einladung des alten als sehr misanthrop bekannten Herrn als Glückswomen. Und als sie gar vernahm, wie der Einsiedler von Berghof sich mit Georg unterhalten und sich um ihn sehr interessierte, da frohlockte sie und baute Luftschlösser, und der Geliebte half ihr.

Der junge Unteroffizier kam immer mehr in Gunst beim alten Kunstfreunde, der ihn schließlich aus seiner bescheidenen Sphäre nahm und ihn auf jene in glänzende Perspektive auslaufende Bahn stellte. Das Glück lächelte ihm, und er lächelte dem Glück. Anna aber ward ängstlich. Eine undefinierbare, unbestimmte Furcht beschlich ihr sorgloses Herz. Die große Bahn mit der glänzenden Perspektive beunruhigte sie und konnte ihr nicht gefallen. Sie sah im Geiste einen wirklichen „Herrn“ einen Kommis-pfeiffer belächeln, der sich einst in ein Schulmeistertöchterlein verliebt. Ihre Befürchtungen und schlimmen Ahnungen aber vergrub sie tief in die Seele als zehrendes Leid. Wohl merkte Georg, daß die Geliebte gedankenvoll wurde, und der große Blick ihres treuen Auges, der ihn oft minutenlang umfing, sagte ihm auch etwas. Er aber schrieb diesen Trübsinn dem baldigen Scheiden zu und suchte sie mit dem Hinweis auf die Zukunft aufzumuntern.

Aus dem Sergeant ward ein bewußter Konservatorist, der fleißig arbeitete und seine Liebe treu im Herzen hütete.

Das erste und zweite Jahr gingen um, ohne daß sich Anna's Befürchtungen gerechtfertigt hätten. Tratten blieb der Vergangenheit eingedenk und widmete seine Ferien gewissenhaft dem Lehrerhause und seinem Gönner. Er war gegen Anna womöglich noch aufmerksamer und rücksichtsvoller, als früher.

Sie beschwichtigte denn auch ihr aufgeängstigtes Herz und wagte sogar, wenn auch noch zaghaft, sich die Zukunft wieder leicht und sicher zu denken.

Leider sollten im Laufe des dritten Jahres die entschlummerten Besorgnisse in der hoffnungsvollen Mädchenbrust wieder geweckt und die giftigen Zweifel zur grausamen Wahrheit werden.

Um Ostern mußte sie sich gestehen, daß Georg's Herz ihr entschwunden. Der Conservatorist hatte den Sergeanten vergessen, trachtete, ihn zu verleugnen. Seine Besuche im Lehrerhause waren zu Weihnachten seltener, auffallend kurz und weniger herzlich, als vordem. Im Frühjahr beschränkten sie sich auf einige Convenienzvisiten. Anna fing an zu trauern. Noch hoffte sie auf die Herbstferien. Vor einigen Wochen kam Tratten wieder. Sie erfuhr es durch eine Klatschbase, welche ihr die Mittheilung mit schalkhaftem Augenzwinkern machte. Das Herz schlug ihr bange in der brennenden Brust. Erst nach einigen Tagen erschien Georg vorbeigehend im Schulhause, um „bon jour“ zu sagen, wie er sich befangen ausdrückte. Für sie, für Anna, die einstige Geliebte, fand er kaum einige banale Begrüßungsworte. Zeit, sich zu setzen, habe er nicht, lautete seine Entschuldigung, auf Berghof erwarte man ihn.

Die Mutter sah die Tochter zusammenbeben und die frische Röthe auf einige Sekunden aus ihren runden Wangen weichen.

Georg hatte dieses schmerzliche Zeichen eines liebenden Herzens nicht einmal bemerkt. Lächelnd verabschiedete er sich. Anna ging in ihre Kammer und kam umgekleidet zurück. Sie wolle zur Kirche, sagte sie zur Mutter, welche ihr stumm zunickte und mit einem wehmütigen Blick folgte.

Bis heute hat sie seither jeden Tag vor dem Marienbilde gekniet. Nun dünkt sie ihr Entschluß nach langem Kämpfen zur Ausführung reif.

Sie verläßt die Kirche und begiebt sich in's Pfarrhaus.

Der Herr Pastor hat soeben das Frühstück beendigt und betet in seinem Breviere.

Bewundert sieht er auf, als die Köchin ihm die Lehrerstochter meldet. Mit dem Gruße „Gelobt sei Jesus Christus“ tritt das junge Mädchen in das Kabinet des Herrn Schmitz und setzt sich auf den Stuhl, den ihr die Wirtschafterin hingerückt.

— Herr Pastor, hebt sie mit schüchternen Rede an, ich möchte mit Ihnen über eine sehr wichtige Angelegenheit sprechen und um Ihren besten Rat bitten.

— Mein Kind, erzähle mir, um was es sich handelt, und ich will dir nach Ueberzeugung und Gewissen raten und helfen, wenn ich es vermag, und soweit es in meinen Kräften liegt.

Das junge Mädchen sieht plötzlich betroffen drein, als der Pfarrer sie bittet, ihm zu erzählen. Gewiß, sie muß dem Herrn ja auseinandersetzen, was sie zu ihm getrieben. Was ihr von allem das einfachste und natürlichste geschienen, erweist sich nun im geltenden Momente als sehr heikel und schwierig.

Der Herr Pastor gewahrt ihr Zögern und ihre Verlegenheit.

Er legt sein Buch bei Seite und nimmt eine etwas feierlichere Haltung an.

— Habe Vertrauen, mein Kind, zu deinem Seelsorger, der dich von kleinem Kind an kennt, und eröffne ihm dein Herz.

— Herr Pastor, nachdem ich lange gebetet und geforscht, glaube ich, meinen Beruf im Kloster gefunden zu haben. Mein Wunsch ist, in einen Orden barmherziger Schwestern zu treten.

Herr Schmitz schweigt betroffen und heftet seinen kleinen wohlwollenden Blick auf das vor ihm sitzende junge

Mädchen. Anna hat die Augen niedergeschlagen. Der Pfarrer steht langsam auf.

— Kind, was du mir da gesagt, ist bitterernst, es handelt sich um dein irdisches und ewiges Dasein, um deine ganze Zukunft. Hast du auch reiflich erwogen, ehe du gesprochen, ist deine Aeußerung bloß ein Wunsch oder ein Entschluß?

— Ein Wunsch, Herr Pastor, ein sehnlicher und frommer Wunsch. Ob mein Wunsch zu einem festen Entschlusse reifen soll, das überließ ich Ihrer weiseren Einsicht.

— Kind, hast du es überdacht, was das heißt, der Welt entsagen und sich in den Dienst des fremden Elendes stellen, wo nur allzuoft Undank oder Mißachtung der einzige Lohn sind? Hast du daran gedacht, welchen Schmerz vielleicht deinem Vater, deiner Mutter der Verlust ihres einzigen Kindes verursachen wird? Mit dem Ueberschreiten der Klosterschwelle darfst du keinen eigenen Willen, keinen Wunsch mehr haben. Weißt du das?

— Herr Pastor, ich glaube, nichts unerwogen gelassen zu haben, und weiß und erkenne alles, was Sie mir angedeutet.

— Und dennoch bleibt es dein Wunsch, an die Klosterpforte zu klopfen, die sich wohl allen öffnet zum Eintritt, aber niemanden mehr zum Austritt?

— Ja, Herr Pastor, es ist mein heißer Wunsch, mein Leben der Linderung fremder Not zu weihen.

— Nun, Anna, wenn es dein Wunsch ist und bleibt, und du mir es anheimstellst, diesen Wunsch zur Verwirklichung reifen zu lassen, dann mußt du mir vertrauensvoll und aufrichtig erzählen, wie der Wunsch, dem eigenen Willen, den lieben Eltern und der rauschenden Welt, welche doch für ein junges Mädchen seine Reize und Schönheiten besitzen muß, auf immer, merke wohl, auf immer zu entsagen, in deinem jungen Gemüte entstand. Sieh in mir vor allem deinen Seelsorger, der dir stets nach Recht und Gewissen geraten und geholfen und auch diesmal seiner Pflicht nicht fehlen wird.

— Ich bin bereit, Herr Pastor, Ihnen mein Herz zu erschließen.

Der Pastor hörte aufmerksam die Bekenntnisse des weltmüden Kindes, und sein Ausspruch lautete :

„Kind, das Kloster ist keine Zufluchtsstätte für gekränkte oder enttäuschte Seelen. Bleibe bei Vater und Mutter, und du wirst noch glücklich und Gott angenehm werden, ebenso leicht, wie in der Abgeschlossenheit unter fremdem Willen.“

IX.

Diesmal ist es auf Bergshof, wo wir unsere spazierenden, dinierenden, soupirierenden Bekannten antreffen. Herr Bardé Vater gab den Bitten der Tochter nach, taute auf und sitzt der Gesellschaft vor. Er nimmt an der Unterhaltung sehr geringen Anteil, desto mehr aber der Burgemeister, der gute Onkel Wey, der das Tischgespräch leitet. Der Herr Doktor findet an der roten Oliva eine geistvolle Partnerin, die ihn außerordentlich belebt, an Robert aber einen immer nergelnden und unangenehmen Widersacher, dem er erfolglos auf die Finger klopft. Josef Laporte spielt mit jenem Lächeln, welches dem Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit entspringt und ihm so eigen ist und ihn von seinem skeptischen Collegen so vortheilhaft abhebt. Der Arzt ist stolz auf seinen Neffen. Es freut ihn innerlich, wie er Josef bestrebt sieht, es Fräulein Bardé gegenüber Tratten an Liebenswürdigkeit zuvorzuthun. Das sei wohl der sicherste Weg an Georg vorbei zu Marie's Vertrauen und Sympathie.

Man ist am Nachtsche, die jungen Damen und Herren allein sitzen noch an der Tafel.

Robert hat soeben den Doktor wieder geärgert, und die Schadenfreude leuchtet ihm aus den Augen.

Onkel Wey besitzt im Hause so ziemlich alle Rechte, über den Sohn besaß er zur Zeit eine mehr als väterliche Autorität. Die Jahre haben an dem Prestige des eigensinnigen Herrn allerdings empfindlich gerüttelt, doch das Erwachen der Erinnerungen und der Wunsch, Robert für das Bessere wiederzugewinnen, stacheln ihn häufig zu einer aggressiven Haltung eigener Art dem Advokaten gegenüber auf. Robert weist dann je nachdem den Ausfall launig ab oder zankt mit dem alten Herrn.

— Robert, in wieviel Prozeßsachen hast du schon selbstständig gearbeitet? Berichte uns einmal aufrichtig über deine Erfolge.

— Mit Vergnügen, Onkel, lacht der Rechtsgelehrte, wenn es auch die übrige Gesellschaft interessiert.

— Sonder Zweifel, versichert Oliva, interessiert uns das, wie alles, was Sie betrifft. Erzählen Sie uns von Ihren oratorischen Triumphen.

— Ich debütierte „d'office“ in einer Mordgeschichte. Ein alter Zecher hatte seine Wirtin mit einer Schnapsflasche erschlagen, weil sie ihm dieselbe nicht wieder hatte füllen wollen. Wir konnten nicht leugnen, nur ein bißchen mildern, und er erhielt 20 Jahre Zwangsarbeit.

— Ein glänzendes Debüt, nicht Marie, du hast dem Manne den Kopf gerettet.

— Der nicht gefährdet war, bemerkt achselzuckend der Arzt.

— Meine zweite „Affaire“ war eine Schustersfaillite. Der Mann, ein Pechvogel, hatte alles Baar verjubelt und war ausgewandert. Ich liquidierte.

— Wieviel betrogen die Passiva? erkundigt sich Georg.

— Etwas über 700 Franken.

— Und wieviel gaben Sie den Gläubigern? fragt Oliva?

— Genau 12 %.

Meine dritte und noch schwebende causa ist eine Heiratsgeschichte.

Der Kläger ist ein junger Bauer der Umgegend, die Beklagte ein junges, sehr vermögendes Mädchen. Kurz

vor dem zur Schließung der Ehe anberaumten Termin kündigte sie die Verlobung, weil ihr Zukünftiger, wie sie angiebt, bereits ein Verhältnis mit einer Nachbarstochter gehabt, die er arg compromittiert verlassen. Böswillige Zungen hinterbrachten dem Mädchen von der Rosel das alles, und sie gab ihrem Prätigam allsogleich den Laufpaß. Daß er bereits ein Frauenherz gebrochen, das hatte ihn ihr entfremdet. Er aber, als echter Sohn eines Bauern, hängt ihr einen Prozeß auf Schadenersatz an, weil er auf Rechnung der Mitgift seiner Zukünftigen für verschiedene Tausende Land und Wiesen käuflich erworben. Und ich soll ihn aus der Klemme herausplaidiren.

— Du wirst natürlich deinen Prozeß gewinnen, stichelt der Burgemeister.

— Das weiß ich nicht, wirklich nicht.

— Ihr liebenswürdiger Client, meint Oliva, wäre eine schlechte Romanfigur für eine idyllische Dorfgeschichte.

— Desto mehr aber muß man das junge Mädchen bewundern, welches in richtiger Erkenntnis auf diesen Gatten verzichtete, spricht ernst Marie. Wer bereits in schuldiger Weise einen Menschen betrübt, ihm gar das Herz tief verwundet, dem versagte der Schöpfer das Glück, andere beglücken zu dürfen. Das sind gefährliche Menschen, die soll man meiden.

— Und wieviele giebt es denn, wer zählt die Männer und auch die Frauen, welche ihre Hand dem Meistbietenden anvertrauen, philosophiert der Arzt.

— Herr Doktor, sagt Robert mit komischem Flehen, um Gotteswillen geben Sie unserer Unterhaltung keine melancholische Wendung. So lange es mit Sinnen behaftete Menschen giebt, so lange vermag das Gold diese Menschen zu blenden, zu berauschen, zu beherrschen, den einen mehr, den andern weniger. Sich aber über diesen Betrachtungen die Seele verdüstern und graue Haare wachsen lassen, das dünkt mir absurd. Ich weiß wohl, ich gelte wegen meiner Grundsätze als sehr leichtsinnig. Das ändert an meiner Anschauungsweise aber nichts.

Die wenigen Jahre, die uns gezählt sind, sollen wir uns nicht selbst mit philosophischen Ländeleien verbittern.

— Auch ich hasse das Philosophieren, nahm Georg das Wort, das so leicht in Rat- und Thatlosigkeit ausartet. Ob deshalb, weiß ich nicht, aber bis heute bin ich der glücklichste Mensch gewesen, ein wahres Sonntagskind, dem es über Wunsch stets gut erging. Im Ernste, glaube ich, bereute ich noch nie etwas Gethanes, habe auch noch nie sorgenvoll in der Zukunft forschen wollen.

— Sie, Herr Tratten, erwiderte ihm Fräulein Oliva, Sie sind auch ein Künstler, und deshalb sorgenfrei, ist ja die sublimen Leichtfertigkeit ein Vorrecht des Genies.

— Fräulein, empfangen Sie meinen Dank für den höchst schmeichelnden und meine Bescheidenheit sehr beschämenden Ausspruch, lächelte Georg.

— Zwei merkwürdige Philosophen, unsere Freunde, hub der Onkel von neuem an. Der eine philosophiert nicht, weil er als Sonntagskind im Leben auf Rosen dahinschwebt, der andere mag nicht philosophieren, weil ihm davor bangt, und beide geben vor, das Philosophieren zu hassen. Giebt es aber größere Philosophen, als die Herren Bardé und Tratten? Was dünkt Ihnen, Fräulein Baray?

— Vielleicht, Herr Doktor. Herr Tratten blieb als Glückskind bisher unbetrübt, Herr Bardé schlägt sich mit bewunderungswertem Stoßmus alles Unangenehme aus dem Sinn. Sie aber, Herr Doktor, fassen alles, was Ihnen der Himmel auf der Tafel des Lebens bietet, fest in's Auge, philosophieren das Böse von dem Guten, und Sie sind glücklich, lautete Olivas Antwort.

Herr Wey lächelte verbindlich.

— Nun, mein werter Herr Nefte, du bist schweigsam und brütest hin, wie ein richtiger Weltweiser. Nur dann und wann entfaltet sich dein härtiger Mund wie zu spöttischem Lächeln. Gilt es unserm tiefjinnigen Meinungsaustausch?

— Doch nicht, lieber Onkel, mit Teilnahme hörte ich Ihnen zu und dachte eben an die Launenhaftigkeit oder vielmehr an die Boshaftigkeit des Zufalls.

— Der Ihnen einen bösen Streich gespielt? fragte Marie.

— Gott sei Dank, nein, Fräulein, böse ist der Streich nicht, doch immerhin sehr merkwürdig. Heute Morgen berichtete mir mein Schreiber über eine gerichtliche Angelegenheit, mit der man mich betrauen will. Ein höchst interessanter Fall. Ich hätte geschwiegen, wenn mein Colleague Robert Ihnen nicht bereits darüber gesprochen. Mich hat nämlich das Mädchen von der Mosel, wie er vorhin die Gegnerin seines Klienten nannte, mit ihrer Vertretung beauftragt.

Diese Mitteilung war gerade dazu angethan, die kleine Gesellschaft in bester Laune zu erhalten.

— Robert contra Josef! lachte der Burgemeister, das wird bestimmt eine cause célèbre.

Maitre Bardé, Sie schreiben mir, ich will den Verhandlungen beiwohnen, versicherte Fräulein Oliva.

— Herr Laporte, erklärte Marie heiter, heute zum ersten Male bedauere ich, kein Mann und Advokat zu sein. Ich würde Sie bitten, dringend bitten, mir Ihre Stelle einzuräumen. Deinem Wiesen und Acker ansteigernden Bauer wollte ich den Kopf schon waschen, wandte sie sich an ihren Bruder.

— Fräulein Bardé, ich werde mich Ihrer entschlossenen Worte erinnern, wenn ich mein Mädchen von der Mosel verteidige, dem Bauer mit den unbezahlten Morgen werden wir heimleuchten und unsern Prozeß gewinnen, entgegnete Laporte galant.

— Dem geschieht schon sein Recht, warf Robert leicht hin. Weiß der liebe Gott, wer den Menschen zum Prozessieren aufgestachelt hat!

— Aber warum hast du ihm nicht von seinem thörichten Vorhaben abgeraten? fragte erstaunt Marie.

— Ich, was denkst du Kind? Ich bin ja Advokat, lachte er, und alle stimmten unwillkürlich in seine Heiterkeit ein. Mein Beruf ist es, die Flamme des Unfriedens anzufachen, das Feuer des Haders zu schüren. Trotzdem ich, wie Sie sehen, in der richtigen Auffassung meiner

Standespflichten keinem meiner Kollegen nachstehe, verdiene ich nicht einmal meine Cigarren. Nein, die Concurrenz ist auch in unserer Branche ruinierend, giebt es in unserem Ländchen ja fast ebenso viele Advokaten und Rechtsgelehrte niederer Gattung, als Dörfer.

Man hatte den Tisch verlassen und trat hinaus in die schattigen Alleen, wo schon seit geraumer Zeit die ältern Damen Baray mit Herrn Bardé und Tossen auf- und abwandelten.

Laporte und sein Onkel zündeten sich eine Cigarre an und gesellten sich zu ihnen.

Marie und Oliva schritten mit Georg und Robert einen Seitenweg hin.

Während sich der Advokat immer näher an die rote Pariserin schloß, fanden sich Marie und Georg allmählig allein

Robert war ihnen mit seiner Begleiterin sogar um einiges voraus.

Marie erschrak, als sie dies wahrnahm. Doch Georg mochte ihre Gedanken erraten haben, er half ihr durch seine harmlosen und munteren Worte über das ihr Unbehagliche der Situation hinweg. Sie hörte zwar nur mit halbem Ohre seinem geistvollen Geplauder und beschränkte sich auf Bejahungen und Verneinungen, doch das störte ihn nicht. Vor allem war ihm daran gelegen, sie oder vielmehr ihr Sinnen zu zerstreuen. Sie kamen an einem Rosenstrauche vorbei. Marie blieb stehen und zeigte mit dem Finger auf eine volle Blüte.

-- Vor einigen Tagen war sie noch ein fester Knopf. Fast hätte ich sie da schon gebrochen, sagte sie, die Rose abknidend, doch ich wollte sie aufblühen lassen, damit sie auch in Ehren und Wohlthun verwelken könne. Ihr Geruch thut einem wirklich wohl.

— Ihre Rose, Marie, ist noch nicht zerblättert, murmelte Georg. Sie steht noch in einem Gläschen zwischen meinen Musikalien.

Das junge Mädchen antwortete nicht und ging einen Schritt vor ihrem Begleiter her.

Indem sie umblickte, fragte sie ihn leichten Tones:

— Welchen Klienten zögen Sie vor, das Mädchen von der Mosel oder ihren krassigen Verlobten?

Georg blieb verblüfft stehen ob der sonderbaren Frage. Er mußte sich besinnen, was Marie meine.

— Das Mädchen von der Mosel natürlich, antwortete er lächelnd, ihre Rolle scheint mir die edlere und dankbarere.

— Sie übernähmen also die Vertretung des Bauers nicht, wenn Sie Advokat wären?

— Moralisch keinesfalls, entgegnete er, geschäftlich wahrscheinlich, man ist eben Advokat, wie ja Robert sagt.

Sie schwieg wieder und schritt weiter. Georg versuchte, ihrem Gedankengange zu folgen.

Plötzlich blieb sie stehen und sprach, an ihrer Blume zupfend:

— Haben Sie schon je einem Menschen Herzeleid verursacht, haben Sie schon je einem Menschen in kalter Berechnung ein Leid zugefügt?

Tratten fuhr zusammen. Obwohl die Frage allgemein klang, faßte er sie im Bewußtsein seiner Schuld sehr speziell auf.

— Wenn ich nicht Ihre Güte für mich künnte, Marie, würden mir Ihre Worte wehe thun. Nein, niemals habe ich jemanden wissentlich, geßentlich betrübt oder ihm Kummer bereitet.

— Was soll das? ertönte in diesem Augenblicke Oliva's frische Stimme, die heikle und gefährliche Unterredung abbrechend. Ich glaube am Ende gar, ihr zwei seid bitterböse auf einander und zanket. Ich wette, es gilt diese Rose, sagte sie heiter, die Blume aus Marie's Fingern nehmend, was diese willig gestattete, geben Sie mir das Ding, ich weiß schon, wo es hingehört. So, lachte sie schelmisch, indem sie Georg die Rose im Rocktragen feststeckte. Nun, hopp, Herr Doktor Robert hat uns eine Breakpartie vorgeschlagen. Er selbst wird kutschieren, in Diefirch ist das Diner telephonisch bestellt. Wird das Freude werden!

X.

Am Vorabend des Muttergottesfestes trug Fräulein Bardé dem Herrn Pastor das fertige Marienröcklein.

Der alte Herr zeigte sich sehr erfreut.

— Was soll ich mehr an dir bewundern, deine Frömmigkeit oder dein fleißiges Schaffen? sprach der Pfarrer mit Liebenswürdigkeit. „Beten und arbeiten“ hast du dir zum Losungswort gegeben. Ist's nicht so?

— Sei. em Gott und sich in der Arbeit dienen scheint mir die erhabenste Pflächterfüllung, und dieser nachzukommen, wird stets mein Bestreben bleiben.

— Brav so, mein Kind, das Müßiggehen ist nächst der Gottlosigkeit der meisten Menschen Untergang und Verderben. Mit deinem alten Grundsatz, wenn du ihm treu bleibst, wofür mir deine Erziehung und deine Anschauungen bürgen, mußt du glücklich werden. Doch sollst du nicht nur dir „beten und arbeiten“ zur Richtschnur machen, sondern auch dasselbe von denen verlangen, welche dir irgendwie vom Himmel zur Seite oder unter deine Obhut gestellt werden können.

Der Pastor schweigt einige Sekunden und forscht nach der Wirkung seiner Worte. Marie hat schamhaft das Auge gesenkt und ist leicht erröthet.

— Wie alt bist du jetzt?

— Zwei und zwanzig Jahre, Herr Pastor, antwortet die Gefragte, den Blick ihres geistlichen Freundes meidend.

— Ja, zwei und zwanzig Jahre, nicht beifällig der hochwürdige Herr, du bist also kein Kind mehr, Marie, und du kannst mich verstehen.

Fräulein Bardé befindet sich von jeher unter der Herrschaft dieses Mannes. Er unterwies sie in den Anfangsgründen der Religion, bereitete sie zur heiligen Kommunion vor, empfing die ersten Bekenntnisse ihrer engelreinen

Seele und wußte bis heute ihr Beichtvater und Seelenführer zu bleiben. Er ist der Freund ihres Vaters, war der Vertraute ihrer seligen Mutter, und sie hat noch stets blindlings auf seine Worte gehört, die ihr, als von reiner Gottesliebe eingegeben, immer heilig gewesen.

Zum ersten Male, seit sie denkt, meidet sie den Blick des Mannes, der ihr unfehlbar dünkt, sie fürchtet seine Worte und ihr bangt, sie weiß nicht weshalb, vor seinem Rate. Etwas in ihrem Blute läßt sie empfinden, daß der Pastor im Begriffe steht, ihr stilles Liebesglück anzutasten, daß er ihr vielleicht zum Schmerzensboten werden wird.

In dem Maße, wie die schlimme Ahnung ihr das Herz zusammenschnürt, rafft sie ihren Mut zusammen, soviel Mut, wie die ihr anerzogene Pietät und schülerhafte Scheu zu entwickeln gestatten.

Sie will sich wenigstens nicht wie ein Schulmädchen überrumpeln lassen.

Fragend schaut sie auf und sieht den weiteren Eröffnungen des Herrn Pastors entgegen. Dieser erwartet keine Antwort.

— Hast du schon ernstlich an deine Zukunft gedacht, mein Kind? forschet er weiter. Ein junges Mädchen mit einem Namen, einem Vermögen, einer Bildung und mit Vorzügen wie du, ist nach geläufigen Anschauungen berufen, in unserer Gesellschaft eine hervorragende Stellung einzunehmen. Wenn schon jede junge reiche Dame mancherlei Nachstellungen und Umgarnungen ausgesetzt ist, um so gefährvoller ist dies, wenn dem jungen Mädchen der Rat und das wachende Auge einer obsorgenden Mutter fehlen. Ich meine dich, Marie. Du hast allerdings einen Vater, der dich unendlich liebt, aber du hast keine Mutter mehr. Das Glück eines Mädchens ist eine Sache von sehr zarter Anlage, zu dessen Wahrung ein Mutterauge und eine Frauenhand mindestens erwünscht sind. In den geschäftigen Fingern des mehr denkenden als empfindenden Mannes zerschellt es nur allzuleicht und allzuoft. Das mochte auch deine Mutter erkannt

haben. Bei einem meiner letzten Besuche — sie fühlte den Tod herannahen — sprach sie mir in besonders besorgten Worten von dir und deinem Glück. Ich mußte ihr versprechen, ihrer geliebten Tochter nach Mäßen der Möglichkeit die Mutter zu ersetzen und ihr meinen besten Rat und meinen wirksamen Schutz in keiner Lebensfrage zu versagen. Nun ist der Augenblick gekommen, da an mich die doppelte Pflicht herantritt, die Hirtenpflicht und die Pflicht, welche ich deiner sterbenden Mutter gegenüber einging. Mein Kind, du stehst an der Lebensscheide, vor der Wahl deines Berufes, und dir drohen Gefahren, ernste Zerrwürfnisse mit deinem bessern Selbst.

Die Auferweckung des Andenkens ihrer Mutter hatte auf das junge Mädchen die gewünschte Wirkung nicht verfehlt. Der Pastor hatte mit dem Griff die empfindsamste Saite ihres Gemüthes angeschlagen. Schweigsam und sinnend saß sie vor ihm, wie eine Büsserin zu Füßen ihres Beichtvaters. Bekümmert, aber ergeben und vertrauensvoll hing ihr Blick an seinem Munde. Er jedoch, aus Uebermaß von Vorsicht, hatte das Auge niedergeschlagen und vermied ihr so das für den Augenblick Peinliche einer Begegnung ihrer Blicke.

— Marie, beantworte mir eine Frage: Gilt Georg Tratten dir mehr als ein Schützling deines Vaters, ein Freund eures Hauses?

Obwohl das junge Mädchen auf diese oder vielmehr eine ähnliche Frage gefaßt war, kam ihr dieselbe doch etwas unerwartet und brüsk in der Form. Im ersten Moment'e wünschte sie ein Wunder, das sie der Gegenwart des Pastors entrückte, doch bereits in der nächsten Sekunde sah sie in ihm nur mehr den Seelsorger und Beichtvater, für den ihr Herz noch nie ein Geheimniß gehabt.

— Nein, sagte sie ruhig, er ist für mich mehr als ein Freund des Hauses, er ist mein persönlicher Freund.

— Er liebt dich? er hat dir's gestanden?

— Und ich liebe ihn, antwortete sie in einem Tone, welcher verriet, daß sie bereit sei, ihre Liebe zu verteidigen.

Mit diesen Worten wich es drückend schwer von ihrer Brust, und sie fühlte sich erleichtert. Jetzt war's heraus, was konnte man ihr nur anhaben? Wer sollte ihr grollen, daß sie dem Zuge ihres Herzens gefolgt? Daß sie in den Augen vieler eine Dummheit begangen, weil Georg ein armer Teufel und brotloser Künstler war, daran lag ihr gar wenig. Solche oder gleichwertige Erwägungen würden es nicht vermögen, ihr Vertrauen und ihre Liebe zum jungen Künstler zu erschüttern. Aber der sichere Blick des Pastors, sein bewußtes Lossteuern auf's Ziel, seine vorhin ausgesprochenen Worte hatten in ihrem arbeitenden Geiste die mannigfachsten Befürchtungen gedämmert. Das reizte sie, und vielleicht war es eben so sehr aus Trotz als aus Pietät, daß sie dem Pfarrer das Bekenntnis ihrer Liebe so unumwunden und so plötzlich gemacht.

Immerhin war sie mit sich selbst zufrieden, und auch Herr Schmitz begnügte sich mit dem, was er gehört. Weitere Erörterungen über die Liebe oder über diese Liebe schienen ihm erlässlich und sogar gefährlich. Er hielt es für zweckentsprechender, dieselbe gleich und kräftig anzugreifen und die Unwürdigkeit des Geliebten zu zeigen.

— Ehe du aber, mein Kind, dein Leben einem Manne weihest, mußt du dir Sicherheit darüber zu verschaffen suchen, ob die Beweggründe seiner Werbung auch lauter und nicht etwa materieller Natur gewesen, besonders, wenn dieser Mann keinen Heller besitzt und an ein sorgenfreies Leben gewöhnt wurde. Nicht immer ist dies eine leichte Aufgabe, ich weiß es, und selten sogar ergründlich, zumal für das beteiligte Mädchen. Deshalb hat dieses Mädchen erfahrene Eltern, ergebene und uneigennützige Freunde und Ratgeber. Sieh, Marie, hättest du mich befragt, ob du diesen Mann, welcher sich dir in's Herz einzugaukeln wußte, deines Vertrauens würdigen könntest, so wäre meine Antwort gewesen: „Nein.“

Marie fuhr zusammen, obwohl sie diesen Ausgang der Rede vorhergesehen. Sie erblaßte und rang nach Atem. Die Zunge hätte ihr in diesem Augenblicke den Dienst versagt.

— Und warum? fuhr der Pastor fort, fragst du in deinem Innern. Ich will es dir sagen, mein Kind, weil es weiter meine Pflicht ist. Denke an deine sterbende Mutter, welcher ich für ihr geliebtes Kind meinen Schutz verhiess: Heute wirst du bedroht, ernstlich bedroht in deinem ganzen Lebensglück. Erinnere dich der Worte, die du vor einigen Tagen in gerechter Entrüstung bei der Besprechung der Prozeßangelegenheit des Mädchens von der Mosel fallen ließest. Du wunderst dich, daß ich davon weiß. Der Doktor, auch ein Freund von dir, dem dein Wohl sehr angelegen scheint, hat mir von eurer Unterhaltung erzählt. Du sagtest: „Wer bereits in schuldiger Weise einen Menschen betrübt, ihm gar das Herz tief verwundet, dem versagte der Schöpfer das Glück, andere beglücken zu dürfen. Das sind gefährliche Menschen, die soll man meiden.“ Hast du bis jetzt deine Ansicht nicht geändert, und glaubst du an deine Worte?

— Heute und immer. Sie bilden eine meiner unerschütterlichen Weltanschauungen.

— Nun dann, Georg Tratten hat bereits in schuldiger Weise, in kühler Berechnung ein Herz betrübt und verwundet, vielleicht gebrochen. Ihm versagte also Gott das Glück, andere beglücken zu dürfen. Er ist einer jener gefährlichen Menschen, die man meiden soll.

Marie reckte sich auf und sah dem Pfarrer mit groß geöffneten Augen in's Gesicht, ihre Lippen preßte sie zusammen, und ihre Mundwinkel verzogen sich krampfhaft, was bei energischen Naturen die Aeußerung größten Seelenschmerzes und unterdrückter Thränen ist. Fast wäre sie aufgesprungen und hätte dem geistlichen Herrn gesagt, daß er gelogen, nein, daß er sich geirrt! Aber was sie gehört, mußte wahr sein! Regungslos blieb sie auf ihrem Stuhle, ihr Herz schlug hörbar, und das Blut wallte ihr in den Kopf.

— Ich begreife, fuhr nach einer kleinen Pause der Priester fort, daß meine Mitteilung dich betrübt. Könnte es anders sein? Wer aber von uns hat nicht schon die höchst schmerzende Erfahrung gemacht, daß er sein Ver-

trauen an einen Unwürdigen vergeben. Eine solche Erkenntnis ist für viele ein Unglück, für dich ist sie nur eine bittere Pille. Der Schmerz, die Enttäuschung wird sich verwinden, und das mehr als sichere Unglück, das dich bedrohte, ist abgeleitet.

Der Pfarrer schwieg und ließ seine Blicke forschend auf dem vor ihm sitzenden jungen Mädchen ruhen, das über die Bücherreihe an der Mauer hinfierte.

— Mein Kind, fuhr er weiter, ich errate deine Gedanken und will dir die Fragen beantworten, die sich dir vor den Geist drängen. Es ist ja meine Pflicht, denn es genügt nicht, eine Anlage auszusprechen, man muß dieselbe auch beweisen können. Und das will ich nun thun. Georg Tratten hatte vor zwei, drei Jahren sich einem jungen Mädchen zu nähern gewußt, da er noch Unteroffizier war. Er hatte ihr gesagt, was er dir wiederholt, vielleicht mit denselben Worten ihr von Glück und Liebe gesprochen. Da führte ihn dein Vater in euer Haus und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Georg ist, wie er sich ja rühmt, ein Glückskind gewesen. Je mehr ihm Fortuna bot, desto höher wuchsen seine Anforderungen an das Leben. Die Braut des Sergeanten war des Künstlers nicht mehr wert. Er mied ihr Haus und brach sein Wort. Das Leben der Großstadt im Kreise fröhlicher Becher und leichtsinniger Genossen ließ ihn bis dahin ungekannte Freuden kosten und genießen. Seine Bedürfnisse stiegen, und er wandte sich ab von dem Mädchen, an dessen Seite er sich die Zukunft einst so schön geträumt, weil sie kein Vermögen zu erben hat, weil sie arm ist. Anna Mathieu ist die Verschwämte, du kennst und achtest sie. Das arme Kind ist trostlos. Mir klagte sie vertrauensvoll ihr Leid und bat um meinen väterlichen Rat. Ihr wundes Herz wollte sie in ein Kloster begraben und am Krankenbette als barmherzige Schwester bei der Vinderung fremder Not ihr eigen Weh zu vergessen suchen. Da aber das Kloster keine Zufluchtsstätte für gekränkte oder enttäuschte Seelen ist, wird sie bei Vater und Mutter bleiben und doch glücklich werden.

— Herr Pastor, sprach Marie mit fester Stimme, indem sie aufstand, ich fühle mich ihnen zu großem Danke verpflichtet. Sie haben mir zwar wehe gethan, doch die bittersten Pillen und Tränke sind oft die heilsamsten, und die schmerzvollsten Operationen des Arztes retten am häufigsten das Leben.

Ich glaubte, einen unbestechlichen Geist gefunden zu haben, und nun muß ich hören, daß auch er sich vom Gelde blenden ließ und in dessen Besitze sein Glück sieht. Herr Pastor, Sie haben mich vor einem unedlen Charakter bewahrt. Ich werde es Ihnen nicht vergessen.

Sie wandte sich zum Gehen.

Der alte Herr nahm ihre Hand und sprach in mildem und tröstendem Tone :

— Mein Kind, halte an deinem ererbten Grundsatz fest : bete und arbeite, und du wirst die bösen Momente überwinden.

XI.

Aus dem Pfarrhause war Marie zur Kirche gegangen und hatte, wie kaum eine Woche zuvor Anna Mathieu, am Madonenbilde gekniet, lange und innig gebetet. Als sie das Gotteshaus verließ und den Heimweg antrat, begann es bereits zu dunkeln. Sie tummelte sich deshalb, um noch vor der Nacht auf Berghof zu sein. Man hatte mit Tisch auf sie gewartet. Sie gab heftige Migräne vor, sagte dem Vater zärtlich gute Nacht und suchte ihre Schlafkammer auf. Mechanisch verschloß sie die Thüre hinter sich und setzte sich an's offene Fenster. Herrlich wie der Tag gewesen und untergegangen, so zog auch die Septembernacht herauf. Kein Wölkchen trübte das flimmernde Sternensfeld. Das junge Mädchen blickte, den Kopf in die Hand gestützt, hinaus, vor sich hin und

sah und hörte nichts. Doch! In ihrem Innern vernahm sie unauhörlich eine Stimme, die ihr durchdringend zurief: Er hat gelogen, er hat dich betrogen, — dort unten im Gartenzelt war es, wo Georg ihr die Legende von der Rose erzählte, die rührende Geschichte vom liebendem Knaben, den ein gefallsüchtendes, eitles Ding unglücklich gemacht. — Georg hat gelogen. Und als sie ihn vor ein paar Tagen hinter jenen Büschen frug, ob er schon ein Menschenherz betrübt — da log er wieder und klagte wie eine gekränkte Unschuld. — Er hatte schon jemanden sein Herz zugesagt, seine Liebe, sein Leben versprochen. Er hatte ihr nur wiederholt, was er jener Anderen längst geflüstert, das Glück, das sie sich an seiner Seite geträumt. . . . Die Thränen, die ihr des Pastor's warnende Worte bis in die Augen geronnen, brachen jetzt mit Heftigkeit hervor. Es war dem bekümmerten Kinde nicht möglich, sie länger zurück zu drängen. Sie ließ dieselben frei hervorquellen, und das erleichterte ihr das Herz. Der Mond, welcher vor ihr gestanden, war hinter den Wald geschlüpft, und sie saß noch immer am Fenster. Ihre Thränen hatte sie getrocknet und fand sich unfähig bedauerlich und verlassen. Mit Augenblicken grollte sie dem Pastor, der ihr Vertrauen und Hoffnung stückweise aus dem Herzen gebrochen. Sein bewußtes und berechnetes Vorgehen erschien ihr grausam. Doch der ehrwürdige Herr, sagte sie sich, hatte ja nur aus Beruf so gehandelt, und uneigennützig und edel wußte sie sein Bestreben. Konnte aber solche Pflichterfüllung eine beglückende sein? Nein: freudelos nur kann man andere betrüben müssen. Fast hätte sie gezweifelt, ob es überhaupt gottgefällig sein könne. Ja doch, es galt ja ihr Lebensglück, ihre ganze Zukunft. Der Himmel hatte es so gefügt, und sie dankte der weisen Vorsehung, welche die Rolle des alltäglichen Zufalles übernahm, um ein schwaches Mädchen vor allzugroßer Enttäuschung und tödlichem Leid zu bewahren. Sie dachte mit einem Male an jene Andere, welche dieselbe Liebe einst beseligt, und sie schauderte zusammen bei dem Gedanken, daß diese Unglückliche

ihr groÙe und zürne, sie vielleicht hasse. Es gab also heute einen Menschen auf der Welt, der sie, Marie, mit feindlichen Augen anzusehen sich berechtigt wähnte. Oder sollte jenes sanftäugige Mädchen, mit dem sie einst gelaufen und gespielt, in ihrer Gemütsreinheit Herz und Geist vor dem giftigen Stachel der Eifersucht zu bewahren gewußt haben? Nein, sagte sich Marie, ich vermöchte es nicht, und auch sie ist ein liebend und tiefgefränktes Weib. — Aber bin ich eine Schuldige? Ja, sie hatte Anna den Geliebten mit einem Blicke entwendet, dem ersten Blicke der Liebe. Oder hatte Georg nur dieses ersten ermutigenden Blickes geharrt, um sein schwankes, sein liebeloses und falsches Herz von der vermögenslosen Lehrerstochter auf das reiche Fräulein zu übertragen, gleich wie man ein Möbel an den Meistbietenden abgibt? Ja, so mußte es gekommen sein, und indem der rechnende Musiker das arme Mädchen, das er nie glücklich gemacht hätte, seinem bessern Geschicke überließ und sich in das Vertrauen der Erbin von Berghof einzuschleichen trachtete, was ihm gelungen, hatte er im voraus auf jede Liebe verzichtet. Was er jagte, war Gold und Glanz des Lebens. Hätte er sie nicht schamlos belogen, sie könnte vielleicht noch an die Aufrichtigkeit seiner Liebesworte glauben, aber er hatte gelogen, weil er sich schuldig gewußt, und er eine wandelnde Lüge ist.

Heute Morgen noch betete sie für ihn, und nun am Abend verabscheut sie den Mann, der sein und Anderer Dasein dem goldenen Kalbe zu opfern bereit ist. Sie möchte ihn hassen, doch das kann sie nicht, das ist sündhaft, unchristlich, aber verabscheuen will sie ihn, diese menschliche Rechenmaschine. In ihrem Herzen regt sich's, und eine Stimme flüstert ihr in unsagbar berückender Weise zu: Kannst du ihn denn nicht mehr lieben, ihn, den ersten, den schönen, den herrlichen Mann mit dem Götterhauche Genie?

Der Mond kam wieder hinter dem Walde jenseits des Dorfes hervor. Marie saß noch immer unbeweglich an

ihrem Blase. Die Nachtlust wehte empfindlich kühl herein, und es fröstelte sie. Leise schloß sie das Fenster. Dann setzte sie sich in ihren Betstuhl und verrichtete ihre Abendandacht. Allein sie brachte kein Vaterunser zustande, sie war zu zerstreut. Endlich suchte sie die Ruhe auf, denn sie fühlte sich ungewöhnlich abgespannt.

„Noch liebe ich ihn“, waren ihre letzten Gedanken, „aber diese Liebe werde ich aus meinem Herzen reißen, und sollte es dabei verbluten“.

Die Magd, welche namens des Vaters nach ihrem Befinden sich erkundigen kam, weckte sie spät am andern Morgen. Sie sah nach der Uhr. Die Stunde des Kirchgangs war versäumt, verschlafen am Feste der Jungfrau! Das mißstimmte Marie für den Augenblick. Seit Jahr und Tag war ihr so was nicht passiert. Gedankenvoll zog sie sich an und öffnete ein Fenster. Mit Behagen ließ sie sich die starke Morgenluft in die Lungen strömen und horchte auf das trillernde Zwitschern einiger Baumfänger. Alles Grün hatte ein diskreter Tau erfrischt, und selbst das Gräschen am Boden, das in Thränen erglänzte, schien sich seines Daseins zu freuen. Das Firmament hatte in reinstem Blau den Horizont überspannt, und die Sonne stieg wie ein Feuerbote immer höher. Ein schöner, heiterer Tag stand am Himmel. Marie sah alle die Weltherrlichkeiten, die ihr das Leben in etwas rosigerem Lichte zeigte, als zwölf Stunden früher die nächtliche Stille mit Mondschein und Käuzchenruf, und deren Genuß that ihrer wunden Seele wohl. Doch die echte Daseinsfreude ging ihr ab, es gebrach ihr an der wahren Lebenslust, die sie in der letzten Zeit so freudig durchwogte.

Es hungerte sie. Im Eßzimmer ließ sie sich Milch und Brot reichen, speiste mit gutem Appetit und ging in den Garten hinaus, wo sie ihren Gedanken nachhängen durfte. Das ungestörte Alleinsein verfehlte seine Wirkung auf das empfängliche und gereizte Mädchengemüth nicht.

Marie's Denken umdüsterte sich immer mehr, bis sie

sich sagte, all die geschaffene Pracht befriedige sie nicht, werde sie nicht beruhigen und ihre Sehnsucht nicht stillen können.

Zehn Minuten später befindet sie sich auf der Landstraße.

Sie hat sich vollständig in Schwarz gekleidet und trägt ein schweres Gebetbuch unterm Arme. Auf halbem Wege sieht sie von weitem Georg Tratten daherkommen. Ein unsägliches Gefühl schnürt ihr das Herz zusammen, und ein leichter Frost schüttelt sie, es ist nicht Kälte, es kommt nicht von außen, es kommt von innen.

Der junge Künstler steht vor ihr.

— Und ich dachte, ein Stündchen angenehm verplaudern zu dürfen, lächelt er mit einem fragenden Blick auf ihren ungewohnten Aufzug

— Ich gehe zur Kirche, sagt sie ernst und kurz.

— Was ist geschehen, Fräulein Marie? forscht Tratten, bestürzt ob ihrer dumpfen Antwort.

— Ihre niedergeschlagenen Worte, Ihr trüber Blick, Ihre dunkle Kleidung lassen mich Schlimmes befürchten.

— Sie dürfen sich beruhigen, Herr Tratten, entgegnet die Gefragte leicht, Georg wehmütig ansehend. Es ist nichts Ungewöhnliches vorgefallen. Mein Vater hat vor einer halben Stunde seinen täglichen Rundgang durch Flur und Wald angetreten, Robert liest die Zeitungen und wird Sie mit Freuden zu einer Promenade begrüßen — und ich gehe zur Kirche beten.

— Zur Kirche, beten, wiederholt Georg tonlos ihre letzten Worte und richtet einen bittenden Blick auf sie. Ihr Auge, ihre Stimme und ihre ironisch klingenden Worte verraten ihm etwas wie Schmerz oder Groll. Er findet sich sehr beunruhigt. Das Bewußtsein seiner Schuld läßt ihn Böses ahnen.

— Fräulein Bardé, spricht er etwas stockend, Sie zürnen mir und weisen mich zurück. Wenn ich schuldig bin, so sagen Sie mir, ich bitte Sie darum, wodurch ich gefehlt und ihre Ungnade verdient.

Schweigend und ohne das leiseste Zucken sieht sie ihm

eine Weile in's Gesicht. Ihre Augen brennen ihm auf die Seele. Er weiß nicht, ob es Ironie, Vorwurf oder Schmerz ist, was aus ihnen zu ihm redet. Aber sein Blick bleibt offen und verliert nichts von seiner Sorglosigkeit. Marie reizt, empört gerade dieser geniale Zug von Leichtfertigkeit, von Unverschämtheit und peitscht ihr das Herz. Schmerzlich zuckt es um ihren Mund, und sie antwortet bewegt, ihrem bessern Selbst das Wort lassend:

— Meine Ungnade haben Sie sich nicht verdient, Herr Tratten, sondern meine Teilnahme. Gestern noch flehte ich zu Gott um Gesundheit und Zufriedenheit für Sie — heute werde ich ihn bitten, er möge Sie zur Selbsterkenntnis leiten und ihr Herz zu Jener zurückführen, die zur Stunde um Sie weint und sich abhärmt.

Georg bebt merklich zusammen und erblaßt.

Sie erschrecken ob meiner Freimut, fährt Marie unbarmherzig fort. Sie beweisen dadurch Ihre Schuld. Als ich Sie vor einigen Tagen fragte, ob Sie schon ein gutes Herz gekränkt, da ahnte ich nicht, daß Sie schon vor Jahren eine meiner Jugendgespielinnen Ihre Braut genannt. Nun, da ich weiß, wie unglücklich jene ist, werde ich Ihnen eine solche Frage nicht mehr stellen, habe aber an Sie ein letztes Wort zu richten, einen Freundesrat, eine Bitte sogar. Anna Mathieu möchte in's Kloster gehen und ihr blutendes Herz in Gebet und Werken der Nächstenliebe heilen. Ob sie wohl noch glücklich werden kann? Dies zu ergründen, ist an Ihnen, Herr Tratten. Sie haben nun mein letztes Wort gehört. Meine Bitte erraten Sie. Leben Sie wohl, Herr Tratten.

Marie's Stimme klingt weich, aber entschlossen. Mit einem leichten Gruß wendet sie sich zum Gehen und setzt ihren Weg zum Dorfe weiter. Sie ist sehr erregt und zerdrückt eine verstohlen hervorbrechende Thräne. Sie fühlt sich einsam und verlassen, einer doppelzüngigen und leichtfertigen Menschheit preisgegeben. Die schöne, große Welt kommt sie unheimlich vor. Sie möchte jetzt am

liebsten das Dorf umgehen können, um zur Kirche zu gelangen und will deshalb mehr als geschäftig an den Bauernhäusern vorüber, kaum der höflichen Morgengrüße der Kinder, Frauen und Männer achtend.

Georg trafen ihre Worte wie ein Schlag in's Gesicht, schmerzlich und beschämend. Das junge sonst so heitere, sorglose Mädchen war ihm wie ein strafender Ritter erschienen. Sie war über Nacht zum ernstern, klar und sicher denkenden Weibe erwacht.

Mit ihrem Feuer und ihrer Entschlossenheit hatte sie ihn wie einen Schulknaben überrumpelt, er hatte recht armselig vor ihr gestanden, als sie ihm mit Bitterkeit und im resignierten Dulbertone ihr Herzeleid verriet. Das war für ihn niederschmetternd gewesen, hatte ihn so sprachlos gemacht. Seine ganze Haltung war einem Schulbekenntniß gleichgekommen. Er hatte gefühlt, daß er ihr Vertrauen verloren, und daß ihm die Erbin von Berghof entschlüpft sei, weil seine erste Liebe ein armes Ding war. Sie wies ihn ab mit Ironie und Stolz.

Und doch liebte er sie, das engelhafte, reichbegabte Kind. Vielleicht hätte er sie geliebt, auch wenn sie ein bescheidenes Lehrertöchterlein gewesen, doch weiß er dies nicht bestimmt. Sicher ist, daß er sie geliebt, weil sie Fräulein Bardé hieß, und ohne sie hätte ihn Anna trotz ihrer Armut glücklich machen können. Nun stößt ihn die Eine von sich, die Andere ruft des Himmels Fluch über seine Untreue.

Er steht noch immer an der Stelle, wo ihn Marie verließ und sieht sie in diesem Augenblicke hinter dem ersten Hause des Dorfes seinen Blicken entzogen.

Gedankenschwer lenkt er seine langsamen Schritte in einen Feldweg dem nahen Walde zu. Was ist es nun mit seinem vielgerühmten Glück? Der Stern des Sonntagskindes ist plötzlich gefallen. Wie begründet war seine schlimme Ahnung, als er in der Nacht des fünfzehnten August beim Herauftreiben jenes schwarzen Fleckens am Westende des Himmels auch an seinem Himmel ein trübend Wölkchen aufsteigen sah. Dies Wölkchen war Berg-

hof entschwebt und brachte das erste Unwetter in sein sonniges Dasein, das sich mit einem Male für ihn ziemlich unbestimmt gestaltet.

Was nun? Wohin? Berghof wird er Lebewohl zurufen, wie ihm Fräulein Bradé Lebewohl sagte, ohne auch nur eine Antwort zu erwarten. Dieselben Worte, mit denen sie ihn von sich wies, schließen ihm die Thüre jenes Hauses, das sie bewohnt, wo er ihr täglich begegnen würde. Lebewohl! murmelt er mit einem bitteren Blicke nach dem idyllischen Gehöfte droben am Berge.

Hundegebell reißt ihn plötzlich aus seinen Träumereien, und eine große Dogge umspringt ihn mit freudigem Rufe. Im nächsten Augenblicke tönt ihm Herrn Bardé's Stimme entgegen, der ihn zu einer Waldtour einladet. Georg schließt sich seinem edlen Gönner an teilt ihm im Laufe des Gespräches mit, daß er endlich dem Drängen eines Kameraden in Belgien nachzugeben und eine Woche an der Schelde zu verbringen gedente. Wiewohl den alten Herrn diese Meldung überrascht, kann er den Entschluß seines Schütlings doch nicht mißbilligen und entläßt ihn mit den herzlichsten Reisewünschen.

Als Marie heimkehrte, fand sie den Vater auf der Veranda mit Zeitungslesen beschäftigt. Robert war zu einem Frühspaziergange aus.

— Ist dir Georg nicht begegnet? fragte Herr Bardé.

— Doch, als ich zur Kirche ging, auf halber Strecke, am Feldwege.

— Und er hat dir nichts gesagt?

— Was sollte er mir denn gesagt haben? erwiderte sie klopfenden Herzens und ausweichend.

— Habt ihr denn nicht miteinander gesprochen?

— Gewiß.

— Und er teilte dir nicht mit, daß er heute Mittag nach Belgien abfährt, zu einem Schulfreunde von Gent?

— Nein, davon kein Wort.

— Merkwürdig, schüttelte Herr Bardé das Haupt. Auch Robert hat er nichts gesagt, war nicht einmal hier. Dahinter steckt was. Er schien mir übrigens mißstimmt.

und war seiner gewöhnlichen Heiterkeit und Lebhaftigkeit entgegen etwas einsilbig.

— Vater, ich finde mich in meinem Gewissen zu einer Erklärung verpflichtet. Es ist möglich, daß Georg Tratten, dein Schützling, auf längere Zeit, als er angab, abwesend bleiben und dir vielleicht gänzlich entrückt werden wird. Daher auch die Verstimmung, die du an ihm wahrnimmst, und ich habe dieselbe sowie sein wahrscheinliches Fernbleiben von Berghof veranlaßt.

— Du, Marie, und wie denn das? sprach überrascht der Alte, seine Tochter durchdringend musternd.

Diese hielt seine Blicke aus und antwortete:

— Ohne mein mindestens Zuthun, ohne meinen Willen erfuhr ich, daß Georg Tratten einem jungen Mädchen des Dorfes, der Lehrerstöchter Anna Mathieu, vor Jahren schon die Ehe versprochen und in ihrem Hause in freundschaftlicher Weise verkehrte. Seit er aber nicht mehr Sergeant ist und in Künstlerstapfen steht, findet er seine Braut zu arm und meidet sie: Als ich nun Georg vorhin begegnete, fügte es der Zufall, daß er mir Gelegenheit gab, ihm seine unedle Handlungsweise vorzuhalten. Er blieb mir jede Antwort schuldig, oder vielmehr, ich wartete keine ab, und so schieden wir auseinander.

— Und aus welchem Grunde, mit welchem Rechte durfst du ihm von solchen Sachen sprechen? fragte der Vater mit sanften Worten.

— Durch sein freies Auftreten und sein offenes Benehmen mir gegenüber, entgegnete sie zögernd, hatte er sich meine Sympathien und mein Vertrauen zu gewinnen gewußt. Mein freundliches Entgegenkommen scheint ihn nun bewogen zu haben, das Mädchen, welches ihn liebte und auf ihn baute, zu verlassen und mir dieselben Erklärungen zu machen, die er ihr vor Jahren gegeben. Eine mehr denn alltägliche Fügung aber ließ mich ihn als doppelzüngigen Menschen erkennen und seine Gedanken durchschauen und rettete mich vor größern Enttäuschungen. Unwissenderweise bin ich dennoch einem guten Kinde zum Unglück geworden. Das gab mir den Mut, Georg Tratten

unverblümt das Unedle seiner Handlungsweise vor Augen zu führen und ihn daran zu erinnern, daß er Anna Mathieu früher seine Braut genannt.

Herr Bardé war aufgestanden. Er nahm die Hand seiner Tochter, drückte sie zärtlich und sprach mit bewegter Stimme:

— So steht es denn wirklich geschrieben, daß ich keines Menschen Glück begründen werde. Indem ich einen jungen begabten Menschen seiner bescheidenen Lebenssphäre entreiße, um ihn einer schöneren Zukunft entgegenzusteuern, zetrümmere ich ahnungslos einem still hoffenden Mädchen das Lebensglück, wecke im Herzen desjenigen, den ich zu Höherem treiben möchte, die niedrigste aller Begierden, die Lust nach dem Golde Mit einem Schläge schaffe ich drei bekümmerte Menschen mehr in die Welt. . . . Marie, ich will dich glücklich machen und bereite dir die erste sehr schmerzhafteste Enttäuschung gleichsam vor. Mein Vorsatz war es stets, dir einst bei deiner Berufswahl und der definitiven Gestaltung deiner Zukunft nur leise ratend beizustehen. Und wie kam es? Einen Wunsch nur hegte ich, den ich niemals äußerte und in meiner Brust vergrub. Allein schon dieser bloße Wunsch brachte dir Kummer und Leid.

Der Himmel grollt mir und verkehrt all mein Thun in's Schlimme.

Der alte Mann seufzte.

— Vater, sprach die Tochter zärtlich, sei nicht so sorgenvoll, deine Gedanken sind zu pessimistisch. Was geschehen, daran trägst du keine Schuld, und der Himmel, statt dir zu grollen, wird es dir lohnen, was du immer Gutes anstrebtest, Kummer habe ich durch dich nicht. Mein Herz ist ruhig und ohne Weh, und ich fühle mich frischen Mutes.

XII.

Nach einer Woche erhielt Herr Bardé einen Brief mit dem Poststempel Paris. Das Schreiben war von Georg. Tratten gestand seinem Wohlthäter, daß er ihm nicht gerade die Wahrheit gesagt, als er im Walde von ihm schied. Er habe die Wahrheit umgehen und die wirklichen Motive seiner plötzlichen Abreise verschweigen müssen auf die Gefahr hin, für einen Undankbaren zu gelten, obwohl sie für ihn vielleicht ebenso ehrend wie belastend seien.

Herr Bardé, der ihm mehr Gutes gethan, als sein Vater vermochte, werde er sein Leben lang das erkenntlichste Herz bewahren. Aber es zwängen ihn die schon oben angedeuteten Beweggründe, für die Zukunft sowohl seiner väterlichen Fürsorge und seinem weisen Räte, wie auch seiner immer offenen Börse zu entsagen und sich im Leben auf eigene Füße zu stellen.

Wird er in der sozialen Misère der Großstadt untergehen, um so schmerzlicher müssen dann die Erinnerungen an den guten alten Herrn werden, der ihm den Weg zu Höherem zu bahnen bestrebt gewesen: Sollte ihm aber sein Stern nochmals in der Fremde aufgehen, und er sich an den Spiralspfaden des Artistenglückes aufwärts winden können, so werde er stets wissen, daß es Herr Bardé war, welcher aus einem armen Bläser etwas gemacht.

Georg's Brief war edel im Gedanken und rührend im Worte.

Herr Bardé fühlte sich tief ergriffen. Den fremden jungen Mann hatte er lieb gewonnen, und den Namen seines Schützlings einst viel genannt und klangvoll zu wissen, war ihm allezeit ein angenehmer Traum gewesen.

Der Gedanke, den Künstler zum Eidame zu haben, war ihm allmählich sehr freundlich und vertraut geworden. Er hatte Georg Marie zum Gatten gewünscht. Sie könnte ja an der Seite eines Idealmenschen wie Tratten, den ihr Vermögen zu einem unabhängigen Manne machen würde, ebenso glücklich werden, wie als die Frau eines mit den kleinlichsten Packereien des ideallosesten Lebensgequälten Mannes, als welcher ihm ein Advokat von jeher so bemitleidenswert vorgekommen.

Doch Josef Laporte war eigentlich ein Mann, ein Mann in Wort und in That, der die obersten Sprossen der Staatsleiter seines kleinen Vaterlandes erreichen würde, und auch ihn hätte man nicht anders als willkommen heißen können im Hause Bardé.

Daß Marie zum Musiker hingeneigt, war ihrem Vater nicht entgangen. Es hatte ihn gefreut, zum ersten Male einen seiner Wünsche vom Himmel begünstigt zu sehen. Leider hatte er zu früh frohlockt, was sein Wunsch gewesen, bereitete seinem geliebten Kinde den ersten großen Schmerz.

Der viel heimgesuchte Mann trug die neue Enttäuschung ergeben mit sich herum und ward noch einsilbiger und stiller, als früher. Nur wenn er mit Marie allein plaudern durfte, wenn sie ihm musizierte, dann lebte er ein wenig auf.

Robert war wieder nach seiner Amtsstube in der Michel Lenz-Straße übergesiedelt, nachdem der durch das raschelnde Laub streifende Nord und West die Damen Baray ihrem Paris wieder zugetrieben, und auch Laporte des Onkels Gastfreundschaft nicht länger beansprucht, was alles ungefähr mit Tratten's Flucht, wie Oliva des Künstlers abschiedslose Abreise genannt, zusammentraf.

Georg's Verschwinden mit den damit verknüpften Vorgängen hatte plötzlich alles Sichfreuen auf Bergshof zum Stillstande gebracht. Fräulein Bardé war fast unsichtbar und unnahbar geworden. Sie zeigte sich nur noch in der Kirche. Für ihren Bruder war es eine ausgemachte Sache, daß dahinter etwas Liebe stecke. Auch Fräu-

lein Oliva spielte Laporte gegenüber auf ein Herzensdrama an. Dieser ließ die Vermutung dahingestellt und dachte, die schlaue Pariserin könne wohl Recht haben. Doch ahnte er den wahren Sachverhalt nicht und erfuhr ihn auch nicht. Der Doktor allein rieb sich vergnügt die Hände und meinte, jetzt sei die Regelung seiner Lieblingsangelegenheit nur mehr eine Frage der Zeit, vielleicht eines oder zweier Jahre. So leicht hatte er sich die Sache wirklich nicht geträumt.

Bald zog der Winter daher, und Berghof ward öd und trübe. Herr Bardé mußte seine Flur- und Waldpartieen einstellen und seine Erholungen auf wenig reizende Märsche auf der Landstraße beschränken, wobei seine intelligente Dogge seine einzige Zerstreuung war.

Marie lebte ohne Leben. Sie sprach Niemanden, als ihre Hausgenossen und dann und wann einen Kirchgänger. Ihr Flügel blieb oft tagelang verschlossen, und die langen Stunden, welche sie sich vormals mit Spiel und Sang verkürzt, saß sie jetzt in ihrem Andachtsstuhle und träumte, und wenn sie nicht träumte, dann betete sie. Konnte sie den gesuchten Trost und den ersehnten Herzensfrieden nicht finden, dann hüllte sie ihre Gestalt in einen langen und modelosen Mantel und nahm den Weg zur Dorfkirche, ein großes Buch unter dem Arme. Wind und Schnee vermochten selten, sie davon abzuhalten, auf ihren Lieblingsplatz am Marienaltar zu flüchten. Die Seelenruhe, welche sie so oft und so leicht floh, zog dann auf einige Stunden wieder in ihr Herz ein, und sie empfand sich befriedigt, ja wunschlos, bis irgend ein unbedeutender Vorgang, eine unwillkürliche Erinnerung ihr die Verlassenheit und das freudenlose Dasein, wozu sie sich verurteilt sah, düsterfarbiger, denn zuvor in ihrem Gemüte ausmalten. Solcher Momente hatte sie anfänglich weniger, dieselben mehrten sich jedoch und trübten ihre Stimmung derart, daß sie selbst nachts oft nicht die erforderliche Ruhe fand. Was ihr fehlte, waren Trost- worte eines mitleidenden Herzens, die Gesellschaft und die Unterhaltung von seelenverwandten Menschen, welche sie verständen, weil sie sie richtig auffaßten.

Seit dem Herbst war sie ungefähr jede Woche zur Beichte gegangen und hatte dem Pastor vollen Einblick in ihr Inneres gestattet. Den stillen Kummer, welchen Herr Schmitz in ihr zu lindern sich bestrebt, und die Seelenkämpfe, deren Zuschauer er wurde, hielt er für den fortschreitenden Heilungsprozeß eines wundgetroffenen schwärmerischen Gemütes. Er besaß sich der zartesten Vorsicht, um die Genesung nicht zu gefährden.

Das katholische Weihnachten ist ein Fest, welches mit seiner rührenden Feier selbst auf einen skeptischen Denker erwärmend und erhebend einwirken muß. Wie viel mehr auf ein kindlich gläubiges Mädchengemüt, welches nur der Eindrücke harret, um von ihnen zermalmt zu werden.

Marie wohnte dem Nachtgottesdienste bei. Die Kirche erstrahlte im Lichterglanze, und heilige Lieder und kindliche Gebete stiegen zum Christ empor.

Unter Orgelbraus und Chorgesang, Glockenklang und Weihrauchwolkenduft beschlich die Gottessehnsucht das ungestillte, einsame Herz der Jungfrau von Berghof. Marie kniete traumumfangen, wie betäubt auf ihrem Stuhle, und ein Bild idyllischen Klosterlebens winkte sie in ein irdisches Paradies.

Auf der Heimfahrt vergrub sie sich in die Ecke ihres Schlittens und bis an den Mund in ihre Pelze. Sie blieb regungslos und schien auch ohne Empfindung zu sein, denn sie achtete nicht des schneidenden Windes, der ihr die breiten Schneeflocken bis unter die Augen trieb. Ihr war, als ginge es aus dem Wehethal in's Thal der Ruhe und des Glückes, wo alle Sehnsucht vor der Gottesliebe zergerhe. Christ hatte ihr geholfen, den Kampf ausfechten, sie war mit sich selbst einig und sich klar, was und wohin sie wollte.

Zum ersten Male seit Monaten schloß sie wirklich frohen Herzens die Augen zum Schläfe, und liebliche Träume, Gefühle von Seligkeit und Himmelsfreude füllten ihre Seele: Nur Wahn, Sinnen- und Selbsttäuschung hatten einstmal allen ihren guten Geistern die Züge und das Auge Georg's zu verleihen vermocht! In der

hl. Nacht hatte sie den wahren Bräutigam gefunden, Christ in der Krippe.

Als sie im Laufe des Morgens ihr Zimmer verließ, suchte sie den Vater auf und traf ihn bei der Lektüre.

— Vater, ich möchte über Ernstes mit dir sprechen, willst du mich anhören?

Herrn Bardé fiel der etwas feierliche Ton dieser Rede sowie deren Entschlossenheit auf, welche er von früher her kannte, während der letzten Zeit aber in Wort und That der Tochter gänzlich vermißt hatte. Mit zustimmendem Kopfnicken legte er Zeitung und Brille beiseite und sah Marie fragend an.

— Vater — ihr Blick ward treuherzig und bittend, — es ist noch nicht gar lange her, da sagtest du mir, dein Vorfaß sei es stets gewesen, bei meiner Berufswahl nur leise ratend einzugreifen.

— Mein Vorfaß ist ein Grundsatz, dem ich treu bleibe Kind, unterbrach sie der Vater, weil ich ängstlich, vielleicht zu ängstlich besorgt bin um dein Wohl. Warum sehen wir so viele Unglückliche um uns? Meine langjährige Beobachtung sagt mir, daß die Mehrzahl davon zufriedene Menschen sein könnten, wenn ihnen Vater oder Mutter nicht einst bei wichtigen Entscheidungen im Leben den eigenen Willen aufgezwungen unter schuldiger Nichtachtung ihrer natürlichen Neigung. Meines Erachtens ist vor allem jeder selbst seines Glückes Schmied.

— Ich danke dir, bester Vater, für deine guten Worte. Heute trete ich vor dich mit der Bitte um freie Berufswahl.

Herrn Bardé's Blick verschleierte sich und, wehmüthig verzog sich sein Mund. Schweigend ergriff er die Hand seines Kindes und sah Marie liebevoll in's Gesicht.

— Die Welt ist mir zu groß, Vater, zu geräuschvoll, die Klosterzelle und der Schleier allein vermögen, mich vor ihrem betäubenden und eiteln Lärmen zu schützen.

— Du willst mich verlassen, Kind, seufzt der Vater, willst alle Freuden deines Alters und deines Geschlechtes fliehen? Willst dein höheres Selbst verleugnen und fremdem Willen unterjochen?

Marie ließ das Haupt an des Vaters Brust sinken und vernahm mit Angst und Weh seine sanften Worte, durch welche Kummer und Vorwurf klangen.

— Werde glücklich, teures Kind, werde glücklich! flüsterte wie begütigend der betrübte Mann und drückte der Tochter einen Kuß auf die Stirne. In seinen Zügen glänzte eine Thräne, die Marie nicht sah, und die er schnell verwischte.

Noch am selben Tage begab sie sich nach der Vesper zum Pfarrer und bekannte ihm strahlenden Auges ihren Entschluß, in's Kloster zu treten.

Der alte Herr hatte seit einiger Zeit den Augenblick der Krisis erwartet. Dem Rufe seines Gewissens und dem Zuge seines Herzens folgend, versuchte er, das arme Kind zu retten und dessen kranke Seele zu heilen. Er wiederholte ihr in seiner ihm eigenen knappen Rede-weise ungefähr dasselbe, was er Anna Mathieu gesagt. Doch an Marie's ebenso bündigen wie ruhigen Antworten überzeugte er sich, daß er einem tief wurzelnden Hange nach Einsamkeit und einem festen Entschlusse sich gegenüber fand, wogegen er mit wenig Aussicht auf Erfolg ankämpfen würde.

— Marie, hab er von neuem an, es sind vielleicht vier Monate her, da saß am selben Platze wie du jetzt Anna Mathieu, die ich als deine Leidensgefährtin bezeichnen könnte. Sie machte mir dieselbe Mitteilung wie du. Auch sie trieb es in's Kloster. Und warum? Weil ihr ein Mann untreu geworden. Anna ist die Tochter eines kleinen Lehrers, weder sehr schön noch vermögend, sogar mittellos, und ohne andere, als eine gute Dorfschulbildung. Welche Zukunft wartet ihrer? So lange die Eltern leben, hat sie ihr täglich Brot. Nach deren Tode aber? Ohne Geld und ohne Klang, ohne Fähigkeiten, ohne Fertigkeiten auf der Straße Wer wird ihrer wollen, welcher junge Mann sie wohl zur Frau nehmen? Die jungen Leute sind selten, die von ihrer Braut weiter nichts verlangen, als ein gutes Herz, einen offenen Kopf, gesunde Glieder und ein heiteres, angenehmes Ge-

sicht. Geld, Geld! ist auch hier die Lösung. Leider, leider. Ich hätte also einigermaßen Anna's Wunsch, in's Kloster zu treten, als eine göttliche Fügung, als ihre einzig sichere Rettung begrüßen und ihr den Abschied von der Welt erleichtern können. Das Gegenteil aber gebot mir einerseits meine Erfahrung der menschlichen Dinge, anderseits mein Gewissen.

Der Pastor hielt inne und sammelte seine Gedanken.

— Du aber, Marie, befindest du dich im selben Falle? Den Mann, welchen Anna betrauert, hast du von dir gewiesen, weil er dir als ein Unwürdiger erschien. Das war recht und deiner würdig. Was mich aber deiner unwürdig dünkt, das ist, dem Andenken an diesen Unwürdigen gleichsam moralisch zu unterliegen und deine Zukunft zu opfern. Hast du überhaupt schon ernstlich letzterer gedacht? Du bist reich, sogar sehr reich, dein Vater ließ dir eine ausgezeichnete Erziehung geben, und man sagt, du seist schön. Das junge Mädchen nun, welches, mit diesen Vorzügen ausgestattet, in die Welt tritt, darf an die Gesellschaft mehr als gewöhnliche Ansprüche stellen, man wird ihr eine hervorragende Rolle übertragen. Und ist diese Gesellschaft unser Luxemburg, so wird das junge Mädchen gar eine der ersten Rollen, vielleicht die leitende, inne haben.

Übermals schwieg der Herr Pfarrer eine Weile und forschte unter seinen buschigen Augenbrauen heraus nach der Wirkung seiner Worte.

— Das, Marie, ist deine Zukunft, leicht und leicht, setzte er hinzu und fuhr weiter:

— Eine erste Enttäuschung, ein momentaner Schmerz raubt dir die Kraft, den Mut, unter die Menschen zu treten und die dir zufallende Rolle zu übernehmen? Aber, Kind, weißt du nicht, daß selbst die tiefste Wunde von der Zeit geheilt wird? Eine Narbe bleibt allerdings, denn nur leichte und bedeutungslose Verletzungen verharren spurlos, jedoch Narben sind oft sehr ehrend. Man sagt auch, es gäbe Narben, die unter gewissen Einflüssen und zeitweise recht empfindlich schmerzen, immer-

hin ist dies nur vorübergehend. Für eine Unberufene im Kloster aber sind die stillen Seufzer die Agonie, der Schleier ist das Leichentuch und die Zelle das Grab bei gesundem Leibe.

„Ich fühle mich berufen“, sagst du. Seit wann? frage dich mit ruhigem Blute. — Seit ich mich überzeugt, daß der Mann, in den ich vertraut, meiner nicht würdig war, wirst du dir antworten müssen. Ist es nun Enttäuschung, Verdruß oder Beruf, was dich von den Menschen weg in die Einsamkeit treibt? Drum prüfe dich ernstlich, ehe du den Schritt thust, der dich von den Deinen und der Welt trennen würde. Gehörte mir — hier richte ich eine Bitte an dich — nimm dir noch eine gewisse Zeit zur tieferen Ergründung deiner selbst. Versprich mir, deinem langjährigen Beichtvater, dem um dein Wohlergehen gelegen, noch bis zu Ostern in stillem Leben und häuslichem Arbeiten dich deiner Berufserkenntnis zu versichern. Hat sich bis dahin deine Neigung als wahr und unbeugsam erwiesen, so erhältst du meinen Segen und nimmst den Schleier.

— Herr Pastor, sprach sie dann zögernd und mit zitternder Stimme, ich will Ihnen gehorchen, wie wohl es mich unaussprechlich schwer ankommt, die Verwirklichung meiner heißen Wünsche auf eine mir lang scheinende Zeit hinauszuschieben. Beten will ich und arbeiten und meinen Beruf erkennen.

— Thue das, liebes Kind, und Gott wird mit dir sein und deinen Geist erleuchten, daß du wissest, was dein Heil ist.

Nach vier Monaten, um Ostern, verließ Marie Bardé Vater und Bruder und ihr teures Berghof und reiste in Begleitung einer Ordensfrau, welche sie abholte, nach einem ausländischen Klosterhaus.

Der Vater drückte sie zum Abschiede mit Zärtlichkeit in seine Arme, sein Auge war feucht und seine Zunge stumm.

— Ueber's Jahr kommst du ja wieder? Mit diesen

ironischen Worten erleichterte der Bruder sich und seiner Schwester das Boneinandergehen.

— Wenn du dich je nicht mehr glücklich, nicht mehr ruhig fühlst zwischen den Klostermauern, dann, Marie, ist es deine Pflicht, dich der Einsamkeit zu entreißen und der Welt zu erstatten, um ihr unverlierbar anzugehören.

Das war des Pastors letzter Rat und Abschiedswort.

Einen Blick noch warf das Mädchen zurück, und alles, was ihr lieb und wert gewesen, ward ihren Augen immer mehr entrückt.

Sie lehnte sich in die Wagentocke und überließ sich willenlos dem Gedanken- und Gefühlsturm, der über sie hereinbrach. Sie ließ ihre Thränen reichlich hervorquellen und vergrub das Gesicht in ihr Taschentuch. Allein, fremd! Sie schauerte leise zusammen und sah zu ihrer Begleiterin hinüber. Diese saß regungs- und gleichsam teilnahmslos da. Sie kannte diese Thränen und dieses Schluchzen, einen Balsam für den Schmerz aber wußte sie nicht. Sie begnügte sich damit, ihre Gefährtin zu beobachten.

XIII.

Marie befindet sich nun eingebürgert in ihrem neuen Lebenskreise, dessen religiös idyllische Reize ihrem nach Ruhe, Ungeörtsein und Einsamkeit verlangenden Herzen unendlich wohlthun. „Beten und arbeiten“ war ihrer Mutter Lebensregel gewesen, ist die ihre geworden und soll sie auch bleiben.

Der erste Glockenschlag in grauer Frühe läutet sie jeden Morgen aus dem Bette. Mit liebevoller Aufmerksamkeit durchwandelt sie dann als die erste die lange Reihe der jungfräulichen Schlafstätten im ödmauerigen Raume und weckt mit einem Scherzworte hier und dort die noch schlafenden Genossinnen, von denen die eine das Glocken-

zeichen nicht vernahm, die andere mit dem Vorsatz aufzuspringen sanft in die Kissen zurücksank, eine dritte mit einem Awe auf den Lippen wieder entschlummerte.

Die Mehrzahl sind siebenzehn-, achtzehnjährige Kinder, die drei bis vier Jahre in irgend einer Anstalt mit den zu ihrem Berufe erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet und dann in's Mutterhaus zum Noviziate genommen werden. Marie kennt bereits die meisten dieser großen Mädchen mit dem kindlichen Sinne, dem kindlichen Lachen und dem kindlichen Ernste. Aber unter den vielen findet sie keine, welcher sie ihr Vertrauen und eine besondere Neigung schenken könnte. All diesen zukünftigen Lehrerinnen fehlt etwas, über dessen Wesen das Fräulein von Berghof anfänglich nicht schlüssig zu werden vermochte, das sie nach längerer Beobachtung als Berufsernst erkannte. Ja! Wievielen geht die richtige Erkenntnis der Zukunft ab, wievielen mangelt das Bewußtsein, was ihrer draußen in der Welt harret, für welche sie doch einigermaßen bestimmt sind! Wie können die armen Kinder auch eine Ahnung davon haben, sie, die in die Welt kaum einen Blick mit Schulmädchenaugen geworfen! Sie beten mit der Andacht und dem Eifer eines Engels und arbeiten mit der Emsigkeit einer Biene und sehen mit der Ungeduld eines Kindes, das einen neuen Hut erwartet, dem Tage entgegen, an dem sie den Schleier empfangen und als „Schwester“ hinaus in die Welt gesandt werden sollen.

Marie hat man, weil sie eine tüchtige Klavierspielerin ist, zur Pianistin gemacht und ihr ein halbdutzend Schülerinnen anvertraut, sämmtlich Novizen wie sie. Unterdiesem fand sich eine minder musikalisch begabte Gevirk, welcher sie sich ganz besonders widmet, da dieselbe mit großer Liebe zum Spielen einen eisernen Fleiß verbindet. Dorothea Till kommt aus diesen Gründen stets die letzte an's Klavier und befindet sich täglich eine halbe Stunde mit ihrer Lehrerin allein. Die kaum achtzehnjährige Novize ist von sehr sanguinischem Temperament, recht lebensfroh und äußerst mittheilbar. Vertrauensvoll und dank-

bar schmiegte sie sich an ihre ältere Gefährtin und Lehrerin. Marie hört ihrem anmutigen und sorglosen Geplauder gerne zu. Die Kleine weiß unendlich viel zu erzählen von Heim und Eltern, von Land und Leuten. Ihre Eltern sind ziemlich wohlhabende Ackerleute. Sie aber wollte kein Bauernmädchen werden, das Tag und Nacht, bei jeder Witterung und Temperatur arbeiten müsse, bald in Feld, Wiese und Garten, bald in Scheune und Stall wie ein Haustier.

Sie lernte fleißig in der Schule, und die Dorflehrerin wußte ihr die Annehmlichkeiten ihres Berufes so anziehend zu schildern, daß sie eines Tages den Eltern sagte, sie wüßte auch Lehrerin zu werden.

Die Mutter war erfreut über diese Kundgebung höherer Strebsamkeit eines ihrer Nachkommen, der Vater überlegte sich die Sache noch eine Woche lang und erklärte, ihre Berufswahl nur dann billigen zu wollen, wenn sie ihm verspreche, nach Absolvierung des Lehrerinnenseminars Schulschwester zu werden. Sie fand in der Forderung des Vaters nichts, was sie von ihrem Vorhaben abhalten konnte, im Gegenteil, mit dem Schleier dünkte sie die Zukunft noch interessanter.

Einige Jahre später, es war während der Ferien, erfuhr sie aus dem Munde einer Klatschbabe von Nachbarin, ihr Vater habe gesagt, seine Tochter müsse Nonne werden, als weltliche Lehrerin wäre sie zu vielen Gefahren ausgesetzt, würde sich schließlich verheirathen, von ihrer kostspieligen Ausbildung keinen Nutzen haben und doch noch ein geplagtes Weib werden.

In dem Sinne ergeht sich Dorothea Till oft über die mit ihrer Berufswahl zusammenhängenden Umstände, und nur mit der größten Anstrengung gelingt es dann Marie, das ahnungslose Kind von seinem gefährlichen Denken und Plaudern abzulenken. Die anscheinend harmlosen Worte der zarten Genossin wecken jedesmal in Fräulein Bardé's schlummerndem Herzen eine Flut der verschiedenartigsten Gefühle Die kleine Dorothea hat noch nie an's Heiraten gedacht und wüßte nicht, weshalb sie

einen Mann nehmen sollte, der sie doch nur zu einem „geplagten Weibe“ machen würde. Ihr Vater hat's gesagt, und der muß es verstehen. Marie will es der kleinen Blandertafche recht gerne glauben, ihr Herz ist noch zart und ihr Sinn noch sorglos und heiter. Wie ein gedankenloses Kind für eine Puppe oder ein schädliches Naschwerk das nützlichste Buch, selbst das Mittagsmahl preisgiebt, ebenso freudig opfert Dorothea ihre Jugend.

Marie denkt sehr viel an die merkwürdige Berufswahl ihrer Freundin. Das Schicksal des muntern und hoffnungsvollen Mädchens beschäftigt sie mehr, als sie sich's gestehen will, vielleicht, weil es zu dem ihren gerade das sprechendste Pendant bildet. Sie vermag es nicht zu fassen, wie man lachenden Auges im Begriffe stehen kann, Jugend und Welt abzusagen.

Wenn sie sich auch eben nicht unglücklich fühlt, so fehlt es ihr doch nicht an trüben und schweren Stunden, wo Bange und Ungewißheit ihr das Herz bewegen, und die Ruhe, die sie hinter Klostermauern gesucht und gefunden zu haben wähnte, dünkt sie manchmal ein zitternd Traumbild. Wie einen schmerzenden Stachel empfindet sie den giftigen Zweifel, der ihr während solcher Stunden in die Seele dringt.

Dorothea schließt unvernünftiger Vaterwille, welcher in niederer Gesinnung seinen Grund hat, von Welt und Leben aus: Als folgloses Kind, das weder Welt noch Leben noch das eigene Wesen kennt, opfert sie sich leichten Mutes der stärkeren Forderung. Dämmert aber einft in diesem Mädchenkopfe mit der Menschen- und Lebens- auch die Selbsterkenntnis auf, wer hilft dann der Unglücklichen, wenn sie den Irrtum, in den sie unwissend verfallen, merkt, und der Schleier, der sie heute romantisch anheimelt, ihr zur erdrückenden Last geworden? Wird das arme Herz den Mut und die Kraft besitzen, die Last abzuschütteln und in die Welt einzutreten, aus der sie vom eigenen Vater verbrecherischerweise gestoßen wurde?

Aber auch sie, das reiche und vielumworbene Fräulein von Berghof wich äußern Einflüssen, oder trieb sie eine innere Kraft, seelisches Bedürfnis in die Einsamkeit, wie etwa jene undefinierbare Macht, die man mitunter Genie nennt, wenn sie ihrem Opfer Glück bringt, den einen zum Malen, den andern zum Musizieren zwingt? der Beruf nämlich. — „Nein“, muß sich Marie gestehen, eine bittere Enttäuschung verleidete ihr die Gesellschaft, und grollend zog sie sich von derselben zurück, ihr beleidigtes Herz in ungestörte Ruhe zu vergraben und ihre Kräfte in fremde Dienste zu stellen.

Ihre Seele hat nun Ruhe gefunden, und die Zweifel, die in düstern Stunden ihren Frieden benagen, sind des Bösen Versuchungen, die sie mit Gottes Hilfe zu ihrem Heile überwinden wird.

Die Tage kommen und vergehen, es wird Sommer, es wird Herbst, der Winter bricht herein.

Dorothea hat ihr Gelübde abgelegt und ist, ein Kind noch an Herz und an Geist, hinausgesandt worden, kleinern Kindern das Gute zu lehren, das sie als solches erkennt, und sie vom Bösen abzumahnern, das sie gar nicht kennt. Unsagbar froh war sie und atmete erleichtert auf, als sie den ersten Schritt in die Freiheit that, wie sie's nannte. Glückstrahlend hatte sie von Marie Abschied genommen und gemeint, es kaum fassen zu können, nun ein großes Persönchen zu sein, das alle Leute achtungsvoll aufnehmen und „Schwester“ heißen würden.

Drei Monate sind seither verfloßen. Marie Barbé denkt täglich an die geschiedene Gefährtin, in deren heiteres Herz es ihr gestattet gewesen, einen langen und tiefen Blick zu werfen, und schließt das gute Kind allabendlich in ihre Gebete. Möchte der Kleinen die Stunde der Erkenntnis nicht allzu schmerzlich werden und sie glücklich bleiben!

Wieder zieht der Frühling ins Land, ein Frühling wie alle Frühlinge, die schönste Gottesgabe für den mit gesundem Leib und gesunder Seele umherwandelnden Menschen.

Marie Bardé fühlt sich seit einiger Zeit etwas unwohl. Ihr Schlaf ist nicht mehr sanft und kräftigend, fantastische Träume beunruhigen sie und stundenlang liegt sie oft auf ihrem schlichten Lager, mit Sehnsucht das erste Morgengrauen erwartend und mit Freuden es begrüßend. Zuweilen machen reizende Kopfschmerzen ihr jedes Studium, jede Arbeit unmöglich. Ihre frühere Eßlust hat sie eingebüßt, und ihr Allgemeinbefinden ist häufig Uebelbefinden. Ohne sich krank zu glauben, weiß sie sich doch auch nicht recht gesund. Das Rot ihrer Wangen — das hat sie erst kürzlich wahrgenommen — ist zum zartesten Rosa verblaßt, und ein andauerndes Ruhebedürfnis verleiht ihrer ganzen Erscheinung ein leidendes Aussehen.

Marie wird angst, und sie nimmt sich nach längerem Zögern den Mut und teilt der Oberin ihre Befürchtungen mit. Die ehrwürdige Mutter beruhigt die besorgte Novize in den liebevollsten Worten. Sie kenne dieses Uebel, sagt sie, es sei ganz unbedenklich. Nicht mehr arbeiten, viel Luft und Bewegung, der schöne Venz werde das Uebrige machen.

Der umfangreiche Klostergarten mit seinen dicht überschatteten Wegen und lauschigen Büschchen bietet Marie in seiner Frühlingspracht und -kraft die zu ihrer Gesundheit erforderliche Luft- und Spazierkur. Während ihre Genossinnen drinnen studieren und klimpern, erfrischt sie sich an Leib und Seele in Gottes umpferchter, trotzdem aber schöner Natur. Ein Buch in der Hand, verträumt sie täglich ein paar Stunden zwischen Vogelgesang, Laubgewürz und Blumenduft.

So treffen wir sie an einem hellen Maimorgen in einem Gartenstuhle. Im Schoße hält ihre ruhende Hand ein geknittertes Blatt, das neueste Brieflein ihres Vaters.

Der gute Vater weiß kaum, was er seinem Kinde schreiben soll. Ihm bangt jedesmal, es möchte seiner Feder ein unbesonnenes Wort entschlüpfen, welches geeignet wäre, das Herz der Tochter zu betrüben oder auch nur zu beunruhigen. Seine Briefe sind aus diesem Grunde

stets nur eine banale Antwort auf ihr Schreiben. Mit Beruhigung, heißt es da, lese er, daß sie noch immer gesund, zufrieden, ja glücklich sei. Auch er fühle sich recht wohl und mache wiederum täglich seine gewöhnlichen Rundgänge in Begleitung des treuen Caro. Gleich ihr sehne auch er sich nach dem August, um sie wieder auf Berghof in seine Arme schließen zu können.

Wiederholt liest Marie das bündige Billet, das allen seinen Vorgängern bis auf den Schlußsatz gleich ist an Ausdehnung und Inhalt. Aber heute zum ersten Male merkt sie plötzlich wie durch Eingebung, daß den Vater ihr Glück zwar „beruhigt“, doch nicht „freut“. Er sei noch immer gesund, ob er aber auch wie früher still zufrieden spazieren gehe, das verschweigt er.

Und es will sie dünken, als fühle sich der Vater recht unglücklich. Ja, es ist so. Aus allen seinen Briefen hätte sie es längst herauslesen können, aus jener knappen Schreiben, welche das getreue Bild eines raschen, stummen Blickes sind, der bittere Thränen zurückdrängt.

Sie sieht den schweigsamen Mann mit dem für Fremde vielleicht etwas rauhen oder unfreundlichen Neußern bei diesem Wetter über seine Wiesen gemessenen Schrittes und gesenkten Hauptes dahin gehen. Teilnahmslos für den herrlichen Maimorgen tritt er den Heimweg an. Aber auch zu Hause heitert sich sein Gemüt nicht auf, wie dies ehemals so leicht geschah, wenn sie ihm scherzend oder singend entgeghüpfte, ihm mit Plaudern die Zeit kürzte oder mit Musizieren das kalte Blut erwärmte und den finstern Blick klärte. Jener Platz, jener Stuhl, dies Bild, alles erinnert ihn an die Tochter, und wehmütig durchzuckt es ihm das Herz, mit Schmerzen denkt er an das geliebte Kind, das ihn verließ in ihrem jugendlichen Egoismus.

Gewiß, sie verließ ja den guten Vater und vergaß in ihrer Selbstsucht, daß sie ihm diesen Kummer bereitet. Dem stillen Mann, den seit Jahren das Glück gemieden, hätte am Lebensabend die liebende Tochter das Dasein noch aufheitern können. Doch sie floh, ihn seinem Ge-

schide überlassend, um sich fremden Menschen zu widmen und gottgefällig zu werden! Ob wohl ihr schweres Opfer sich rechtfertigen ließe? Diese Frage bohrt sich Marie Bardé wie ein Wurm in's Gemüt und giebt ihr keine Ruhe. Wird sie als winziges, kaum merkliches Glied eines den Erdball umspinnenden Ganzen soviel Kummer stillen, soviel Thränen trocken können, als ihre Flucht vom Vaterhause verschuldet? Nein, tausendmal nein! Was sie nicht vollbringt, das thun Andere, deren Pflichtglück keine klagende Mutter- oder Vaterstimme durchtönt. Und wiegt selbst die tiefste fremde Not auch nur eine Vaterthräne auf, kann man das schwerste fremde Leid, den bittersten Kummer dem Seufzer eines Vaterherzens gleichrechnen? Nein, tausendmal nein!

Die Zweifel drängen sich in der zarten Seele der Novize.

Als der bekannte Glockenschlag sie zur Andachtsstunde rief, entriß sie sich nur mit Unlust ihren Träumereien. Sie wünschte sich zu Hause auf Berghof, um den heimkehrenden Vater zu empfangen, ihm seine Sorgen wegzulächeln, wegzumuszieren und ihm die langen Stunden durch ihr Geplauder zu kürzen.

Mit einem heimranken Blick in's Himmelblau und den dahinjagenden Wolken nach, überschritt sie die Hauschwelle. Ein unterdrückter Seufzer entwand sich ihrer Brust, als sie die halbdunkle Petstube betrat. Wenn auch ihr Mund wie gewöhnlich im Chöre mitmurmelte, ihre Gedanken flogen um Berghof herum, auf der großen Landstraße, im weiten Wiesenthale, durch den heimischen Wald des Vaters und ruhten aus im trauten Garten. . . . Sie sehnt sich zurück an die Seite des Vaters, nach ihrem Dorfe, nach ihrem Hofe, ihrem Zelte. Das Heimweh zieht ihr das Herz zusammen. Sie sagt sich, daß ihr das Kloster zum Kerker geworden, daß sie nicht glücklich sei, daß sie hinaus müsse in's Freie, in die Welt, die Gott so schön geschaffen, damit sich seine Kinder ihrer freuen und sie genießen. Der erste Schritt zur Selbsterkenntnis ist gethan: Marie denkt, sie denkt unbefangen.

Marie überläßt sich der ihr ganzes Innere erschütternden Gedankenflut. Erst das plötzliche Schweigen um sie her gemahnt sie an die ihr zufallende Aufgabe, den Chorgesang, mit welchem die Beistunde schließt, auf dem Vergelchen zu begleiten. Mit nervösen Fingern greift sie in die Tasten und tritt in höchster Zerstreuung die Melodie des Liedes ab. Der Gesang ist verklungen, und Marie ertappt sich erschrocken über dem profanen Spiele eines Walzers, dessen gedehnte Akkorde eher Weh und Sehnsucht, als Lust und Glück verraten. Eine Thräne drückt sich aus ihren Augen. Sie bricht plötzlich ab, und der so gewürgte Akkord geht in dem allgemeinen Räuspern, Stuhlrücken und Trippeln auf die unmusikalischste Weise unter.

Sie erkannte, daß sie einen Irrtum, einen Fehltritt begangen und gewann auch die Kraft, es sich einzugesehen, ohne Furcht, an ihrem Heile zu sündigen. Seit Wochen und Monate war ihr die Klosterburg zu enge: die leichte Art und Weise, wie die kleine Dorothea Thill Jugend und Zukunft einem niedern Wunsche ihres Vaters geopfert, gab ihr zu denken und bildete an sich den Grund ihrer Selbsterkenntnis.

Die ersten Zweifel an ihrem „Berufe“ regten sich in ihrer zarten Seele. Sie bekämpfte dieselben als böse Anfechtungen. Allein auch das eifrigste, das inbrünstigste Gebet vermochte nicht, ihr die innere Ruhe wiederzubringen. Als sich zu ihren moralischen Leiden nun noch körperliche gesellten, da erschrak sie eines Abends vor ihrem Spiegelbild. Die fast absolute Ruhe und der stete Aufenthalt im Freien färbten vielleicht ihre Wangen wieder, doch der Seelenfrieden stellte sich nicht ein.

In der Kirche war es, im Gebete, wo sie siegte über ihr beirrtes, feiges Selbst.

Man ziehe von einem dicht verhangenen Fenster den Vorhang zur Seite, und die Sonnenstrahlen strömen, Helle spendend, mit einem Mal sogar in die entgegensten Winkel des bis dahin dunkeln Raumes. Dasselbe geschah an ihrem Geiste. Plötzlich, wie wenn eine unsichtbare

Hand einen dichten Schleier von ihrem inneren Auge gerissen, quoll das Licht in ihre Seele, und sie sah sich selbst, sie erkannte sich bis in die innersten Herzensfalten. An dem Tage war sie sehr zerstreut. Beim Gebet, beim Essen, das ihr nicht mundete, und beim Spaziergehen im Park verfolgte sie unerbittlich das Bild ihres lieben Berg-hof und des guten, trauernden Vaters, deren lockenden Erinnerungen sie immer zu widerstehen bestrebt gewesen. Doch sie hatte sich selbst lange genug mystifiziert. Ihre ihr beinahe verderblich gewordene Schwärmerei ging an ihrer Ungeheuerlichkeit zu Grunde und gebar ihr sterbend das Licht. Ihr Gottesglaube ward wie geläutert, und sie empfand, hörte und sah, wo sie vordem gefühllos, taub und blind gewesen. Ihr kindliches Vertrauen in die menschlichen Dinge war abermals heftig erschütteret, ihr Gottvertrauen erstarkte. Mit sich einig, ward sie von jener Stunde an beruhigter und schließ die darauffolgende Nacht einen gesunden Schlaf. Am nächsten Morgen nach der Messe klopfte sie an ihres Beichtvaters Zelle. Der würdige Priester, welcher ihr mit vielem Scharf- und Zartfönn anderthalb Jahre lang geraten, sollte als der erste von ihrem Entschlusse, das Kloster zu verlassen, erfahren. Mit Wärme nahm er ihre Mitteilung entgegen. Sie müsse den Schritt noch ernsthaft erwägen, sagte er, beten um Erleuchtung zur Unterscheidung der Wahrheit, daß Gott sie vor größerem Uebel bewahre, als dasjenige, dem sie zu entrinnen glaube. Vorerst habe sie der ehrwürdigen Mutter ein offenes Geständniß abzulegen.

Pater Donatus' Sanftmut, die väterliche Güte, welche Marie allezeit angezogen, that ihr unendlich wohl. Der greise Mönch kam sie vor, wie der lächelnde Gott in Person.

Allein noch war ihr Herzeleid groß. Die Zweifel wühlten heftiger, als zuvor, in ihrer Seele. War sie das unselige Opfer eines gaukelnden Teufels oder ein verblendetes, sündiges Menschenkind, das des Himmels Groll bedrohte? Sie begab sich zur Mutter.

Die alte Schwester, ein Bild der Strenge, sah sie durchdringend an.

— Marie, skandierte dieselbe mit gedämpfter Stimme, du möchtest, fürchte ich, noch eiliger im Handeln sein, als im Denken. Doch das ist nun einmal das Vorrecht der Jugend. Zum Glück ist über euch Kinder das Alter gesetzt, das über eure Leichtfertigkeit und Thorheit gerne ein Auge schließt, nötigenfalls aber auch beide öffnet und euch auf die jugendlichen Finger klopft. Wie könnte ich es vor Gott und Gewissen verantworten, dich jetzt ohne Weiteres, auf dein Begehren, auf deinen Wunsch hin — bedenke, Kind, auf einen leichten Wunsch hin! — in die Welt zurücktaumeln zu lassen, welche dich vor einem Jahre noch mit Abscheu erfüllte, und die du, das Glück suchend, flohest? Du suchtest das Glück und fandest es in unserer Mitte, in Arbeit und Gebet.

— Ich glaubte, es gefunden zu haben, Mutter, und habe mich bitter getäuscht.

— Du glaubtest bloß! Klang es hart zurück. Kind, unbeständiges, gutes Kind, du suchtest, was wir alle suchen, die meisten vergebens, das Glück. Wann aber haben wir dieses! Wenn wir die Ruhe des Lebens uns errungen, verfliegt der Unfriede des Herzens — und dann haben wir das Glück..... Du aber, wo fändest du die Ruhe des Lebens? draußen im lärmenden Treiben?

— Bei meinem alternden Vater.

— Der Vater altert und stirbt.

— So soll es mein Seelenfriede sein, den teuern Mann entschlafen zu sehen.

— Mein Kind, geh zu Gott und bete. Morgen werden wir weiter sprechen.

Tags darauf begab sich die Mutter zur Novize.

— Marie, sprach sie in dem einschmeichelndsten Tone, in einigen Wochen haben wir Profeseß, den Tag, welchen du mehr als ein Jahr lang mit Sehnsucht herbeigewünscht. Und nun, am Vorabend gleichsam, willst du flüchtig werden, mein Kind. Nachdem du monatelang allen deinen Genossinnen im Gebete, in der Gottesfurcht und in der Arbeitsamkeit vorangeleuchtet, nachdem du in stummer Uebereinkunft von allen als das mustergiltigste Vor-

bild anerkannt worden, und alle dir wetteifernd in der Tugend nachgestrebt, möchtest du auf einmal verbrennen, was du noch gestern anbetetest, und die schöne, heiligmäßige Vergangenheit verleugnen. Ohne einmal der verderblichen Folgen deines Verhaltens in seinem Einfluß auf die anderen Zöglinge gedenken zu wollen, halte ich dir nur dein eigenes Wohl und Wehe vor. Bist du, gutes Kind, das Opfer einer höllischen Versuchung, oder warst du bis dahin eine Gleisnerin? Letzteres darf und kann ich nicht annehmen. Nein. Du bist einer wahrhaft teuflischen Anfechtung unterlegen, wenn du glaubst, die wahre Erkenntnis deines Berufes sei dir erst heute offenbart worden, nachdem du lange im Irrthume gelebt. Der Böse ist's, dem du entschläpft, indem du die Welt flohest, der Böse, welcher dir die Wahrheit als Lug und den Lug als Wahrheit vorspiegeln und deine Erkenntnis trüben möchte.

— Mutter, ein bitteres Herzeleid, welches meine ungeprüfte Seele nicht bezwang, war es, welches mich in diese Mauern trieb.

— Nein, Kind, entgegnete die greise Schwester lockend, ich kenne das, wir kennen das alle, denn wir alle mußten denselben Schmerzensweg wandeln, auch du mußt ihn gehen. Nun habe aber auch die Charakterstärke, nicht mehr zurückzubegehren Ist einmal die Wunde verharst, dann segnest du deinen Entschluß, und deine Zukunft wird mit einem silberklaren Bächlein zu vergleichen sein, das sich murmelnd durch blumige Gründe hinschlängelt und den Kindern des Wiesenthals Leben und Blüte verleiht — während dein Dasein draußen sich zu einem tosenden, sturmgepeitschten, reißenden Strome gestalten kann.

— Das Leben kann mir leicht oder schwer werden, Mutter, lautete Marie's Erwiderung, ich weiß, daß ich mich niemals nach dem Klosterfrieden zurücksehen werde, und erkläre Ihnen deshalb nochmals feierlich, daß ich die Heimreise anzutreten wünsche.

— Nun denn, hob die Mutter nach einigem Schweigen

wieder an, so nimm noch eine Prüfungszeit. Bete und arbeite, vor allem bete, und Gott wird deine Seele erleuchten.

Bevor Marie Bardé antworten konnte, war die Mutter mit einem frommen Gruße hinausgetreten.

Marie sank auf ihren Stuhl und zerfloß in Thränen. Was sollte sie thun? Gewaltsam und wider den Willen der Oberin, gegen welche sie eine große Schuld der Dankbarkeit eingegangen, ausbrechen? Sie wollte weder eine Egoistin noch eine Abenteurerin sein. Pater Donatus war abwesend, sie konnte also seinen Rat nicht einholen, noch seine Hilfe anrufen. Sie tröstete sich auf den folgenden Tag und gab die Hoffnung nicht auf, die Mutter zu gewinnen.

Der Tag kam und die Mutter erschien vor der üblichen Stunde.

— Hast du gebetet, mein Kind, dein Herz geprüft? Die Schwester sprach freundlich und legte liebevoll ihre Hand auf Marie's Schulter. Das junge Mädchen sah überrascht auf. Sollte sie sich freuen? Die faltigen Züge der Oberin verrieten nichts.

— Mein Entschluß steht unerschütterlich, Mutter, erwidert sie zögernd.

— Marie, lächelt die Mutter, im Leben der Menschen giebt es Zusammentreffen von Ereignissen, welche oft wunderbar erscheinen. Man nennt dieselben gemeinhin Zufall, wir aber müssen sie Fügung Gottes heißen. Einer solchen göttlichen Fügung gegenüber stehe ich, stehen wir beide in diesem Augenblicke. Dein Bruder Robert, von Paris kommend, wo er die Ausstellung besucht, fiel auf die Idee — der Himmel lenkte seine Schritte — während der Heimreise dich zu besuchen. Im Spechzimmer harret er in Ungeduld deiner. Geh', schließe ihn in deine Arme und folge ihm zum alten Vater. Nun, da die Vorsehung gesprochen, wer wollte es noch wagen, an der Wahrheit deiner Erkenntnis zu zweifeln. Sei frei, mein Kind, und werde glücklich!

XIV.

Herr Bardé empfing seine Tochter mit unruhig forschenden Augen und mit einem langen Blicke, welcher zu sagen schien: Hat man dir, mein Kind, kein Leid angethan? Bist du noch mein Engel Marie? Dann schloß er sie mit überschwänglicher Zärtlichkeit in seine Arme.

— Habe Dank, Kind, flüsteren seine Lippen, daß du deines Vaters nicht vergaßest und wieder zu mir kamst.

Es war am Morgen des folgenden Tages.

Auf die Strapazen einer großen Reise und einige nicht eben gelinde Gemütserschütterungen dächte Robert die Stille und Vollkraft des Landlebens doppelt wertvoll und angenehm.

In aller Frühe war er aufgestanden und hatte einen Spaziergang in den schönen Julimorgen hinausgemacht.

Gegen acht Uhr nahm er durch das Dorf den Rückweg.

An Onkel Wey's Hause machte er Halt. Wie, wenn er den Herrn Burgemeister, den er seit Ostern nicht mehr gesehen, besuchte und mit ihm ein Stündchen verplauderte? Des Interessanten wußte er ja hinreichend.

— Grüß Gott, Onkel, rief er launig dem frühstückenden Alten zu. Mundet's noch immer?

— Ueberflüssige Frage, mein Junge, ein gesunder Geist wohnt nur in einem gesunden Körper, ripostierte der Herr Doktor und streckte dem Ankömmling die Hand entgegen. Meine herzlichen Glückwünsche!

— Ihre Glückwünsche? Und weshalb?

— Nun, weil du mit heiler Haut aus dem modernen Babel entronnen bist. Mir bangte, du möchtest in der allgemeinen Verwirrung und dem kolossalen Gedränge aufgerieben werden oder dich zu Tode amüsieren.

— Beides wäre immerhin möglich gewesen, lacht

Robert, und ich danke für Ihre Teilnahme. Sie sehen, ihre Furcht war unbegründet. Ich bin leidlich gesund, nur etwas ermüdet.

— Ja, ja, etwas ermüdet, Paris macht müde, sagt man, du hast sicher den Eiffelturm erstiegen?

— Wer ginge zur Ausstellung nach Paris und kletterte nicht auf den Eiffelturm? entgegnete der junge Advokat.

— Und er ist wirklich so groß? fragte zögernd und misstrauisch der alte Herr.

Robert brach ob dieser unerwarteten Frage in ein geräuschvolles Lachen aus.

— Dreihundert Meter ist er hoch, Onkel, dreihundert Meter plus die flatternde Fahne.

— Und was denkst du, oder was dachtest du beim Anblick, beim Besteigen des Turmes, d. h. welchen Eindruck machte er auf dich? forschte der unverwüßliche Doktor weiter.

— Was ich dachte? entgegnete Robert begeistert. Frankreichs unternehmendes Genie sei glänzend wie eine Sonne, umkreist von einem internationalen Trabantentum.

— Frankreichs Genie, meinte achselzuckend der Abgeordnete, ein Genie der Unruhe, der Revolution, ein babylonisches Genie!

— Ein Genie des Unfriedens, der Revolution, Herr Doktor, ein babylonisches Genie? eiferte der Advokat. Sie denken wohl da an den biblischen Turm, der die Menschen entzweite und zerstob. Nun, der pariser Turm, weit entfernt ein babylonischer, ein Turm der Uneinigkeit zu sein, ist gerade das Gegenteil, da er, gleich einem den Weltoccean beherrschenden Leuchtturm, in unserer bewegten Zeit alle Menschen anzieht und sie zu seinen Riesenfüßen ein Brüder- und Freiheitsfest feiern läßt.

— Sehr gut, ich merke, du hast dir während dieser paar Wochen den pariser Studenten etwas frisch über-tünchen lassen.

Robert lachte.

Und welches Gefühl beschleicht einen denn, forschte mit einiger Reserve der Doktor weiter, wenn man auf dem ersten oder zweiten Stockwerke dieses Bauwerkes umher-spaziert und Paris d. h. wohl, laut eurer Lehre, die Welt von einer Höhe von 5—6 hundert Fuß bewundern kann?

— Was Sie bei solcher Höhe und bei der Schön- und Fernsicht empfinden würden, vermag ich nicht zu sagen. Was meine Gefühle betrifft, so muß ich gestehen, daß dieselben ganz eigener Art waren, und daß wohl kaum ein zweiter Mensch sie mir nachempfinden wird.

Das feine Lächeln, welches Robert's Lippen bei diesen Worten umspielte, konnte sich der Burgemeister nicht recht deuten. War es Spott oder Ironie oder die Erinnerung an erhabene Empfindungen? Der gute alte Herr war gewöhnt worden, dem jungen Advokaten zu miß-trauen.

— Nun, außerordentliche Menschen haben mitunter außerordentliche Gedanken, meinte Onkel Wey vorsichtig.

Robert kniff die Lippen zusammen und erwiderte blinzeln:

— Fehlgetroffen, meine Gedanken und Empfindungen hatten ihren Grund nicht in der Außerordentlichkeit meines sichtbaren oder unsichtbaren Menschen, sondern einfach in meiner Gesellschaft.

— In deiner Gesellschaft?

— Ich bestieg den Eiffelturm mit Fräulein Oliva Baray und dinierte mit Oliva Baray auf demselben Eiffelturm.

— Mein Gott! rief der Arzt freudig erregt, du hast unsere lieben pariser Damen aufgesucht, mein Sohn, das war recht gethan.

— Und wie fandest du sie? Was machen sie? Warum kamen sie voriges Jahr nicht wieder, da sie es doch versprochen?

— Sie fragen zuviel auf einmal. In Paris angekommen, fuhr ich also nach der uns hinterlassenen Adresse und erkundigte mich nach den Damen Baray.

— Das hätte ich mir wohl denken können.

— Der Concierge beehrte mich alsbald, daß es nur eine Dame Baray gebe, die man gemeinhin „Madame Oliva“ nenne wegen der verdächtigen Olivenfarbe ihrer Haare.

— Aber wer waren denn ihre zwei Begleiterinnen? fragte unruhig der Burgemeister.

— Das konnte ich nicht erfahren. Vielleicht Verwandte, möglicherweise auch Bekannte. Als ich später Oliva bloß darüber befragte, lachte sie so silberhell und sah mich so spottvoll an, daß ich nicht mehr neugierig war.

Der Arzt schüttelte das Haupt, blickte etwas scheu auf und meinte zögernd:

— Nun, wer war sie denn eigentlich?

— Haben Sie schon einmal Alexander Dümas Cameliendame gelesen, Herr Doktor? entgegnete der Rechtsgelehrte mit dem bekannten Lächeln, welches dem Onkel nichts Gutes verkündete.

— Ja, ja, leider. Wie oft habe ich es bereits bereut, mein Sohn. O, das schlechte Buch! Ich empfang es übrigens ahnungslos von einem Kameraden. Ich war damals nämlich noch ein unerfahrener Student.

— Ein schlechtes Buch, rief Robert mit Eifer. Haben Sie es ganz gelesen? Und welches waren Ihre Empfindungen, als Sie zu Ende kamen?

— Ich war ganz erschüttert, gestand der Doktor, und noch nie hat mir eine Lektüre den Eindruck gemacht. Ich vergeße das Buch niemals! O, das schlechte Buch! Ich glaube, mir standen selbst Thränen in den Augen.

— Sie weinten, als Sie das Buch gelesen? sprach entzückt der junge Advokat. Und über wen weinten sie?

— Du fragst noch! Ueber das elende, nein, über das unglückliche Weib — aber was hat das Buch mit unsern Freunden zu thun?

— Herr Doktor, sagte Robert feierlich, Fräulein Oliva ist eine Cameliendame, jedoch zur Stunde noch in den heitern Kapiteln. Ein reicher Russe, der nicht mehr gehen kann, hat sie in ein glänzendes Haus gesetzt, sie besitzt Bediente und Pferde und lacht den ganzen Tag, zumal,

wenn sie nach Mitternacht in Sonderkabinett mit einigen ihrer Freunde soupiert und Sekt trinkt.

— Genug, genug, machte abwehrend der Arzt und bedeckte sich das Gesicht mit seinen fleischigen Händen. Er trat an's Fenster und schwieg.

Robert sah ihm nach und lächelte vergnügt.

— Und wissen Sie, Herr Burgemeister, wen ich unter ihren Freunden traf? Unsern guten Mozart, Freund Georg Tratten, berichtete Robert unbarmherzig weiter, da der Onkel schwieg.

Als dieser den Namen des ihm verhassten Musikers vernahm, wandte er sich plötzlich um und blickte Robert fragend an. Er wollte mehr hören.

— Ich wußte ja, daß Sie das interessieren würde. Ja, Tratten hat mit einigen Kameraden und mir bei Fräulein Oliva soupiert. Denn Sie müssen wissen, unserm Freunde lächelt wie immer auch in Paris das Glück. Er hat jetzt ein günstiges Engagement und verdient viel Geld. Ich bin überzeugt, daß wir in Zukunft von ihm hören werden. Entweder wird er ein großer Künstler oder ein großer Lump. Hoffen wir, daß er seinen alten Bekannten Freude macht.

— Freude! rief entrüstet der Doktor. Du freust dich über diesen Menschen, der deine gute Schwester in's Kloster getrieben, in's Unglück? Denn wisse —

— Ich ahnte, ich weiß, unterbrach ihn Robert. Jedoch glaube ich nicht, daß Marie gerade so unglücklich ist, wie Sie befürchten. Denn heute Morgen, als ich das Haus verließ, saß sie bereits an ihrem Flügel und sang aus voller Kehle.

Robert schwieg und freute sich der Wirkung, die seine Worte auf den Onkel gemacht, und die sich in dessen Gesicht in lebhafter Weise äußerte.

— Marie hier! rief er, auf Robert zuschreitend und ihn an der Schulter packend. Du sagst, deine Schwester saß am Flügel heute Morgen? Sie ist also nicht mehr im Kloster?

— Herr Doktor, entgegnete lächelnd der Advokat, wie können Sie nur so sprechen? Ich sage, Marie hat zu Hause gejungt, als ich ausging, und da fragen Sie, ob sie nicht mehr im Kloster sei.

Marie befindet sich also wirklich hier? Und seit wann?
Seit gestern Abend.

— Erzähle, ich begreife nicht, erzähle mir.

Als Robert der Wahrheit getreu berichtet hatte, versank der Doktor in ernsthaftes Sinnen, aus dem er sich nach fünf Minuten mit den Worten rief:

— Du gehst ja jetzt zurück nach Berghof. Ich gehe mit, um deine Schwester zu beglückwünschen.

— Weißt du auch, daß Josef in einigen Tagen auf Besuch da ist? sagte der Doktor unterwegs.

Robert blieb stehen.

— Und wann schreiben sie ihm zu kommen?

Onkel Bey überhörte diese Frage und schritt kopfschüttelnd weiter.

Am Abend des 15. August finden wir auf Berghof zur Marienfeier jene Gesellschaft wiederum vereint, die wir eingangs dieser Erzählung kennen lernten. Nur Georg Tratten fehlt. Statt seiner bemerken wir Josef Laporte, des Burgmeisters Neffen, den melancholischen, schweigsamen Advokaten.

Wohl hat er Georg's Platz an der Tafel. Ob es ihm aber auch gelingen wird, des Musikers Platz in dem Herzen der Jungfrau von Berghof zu erobern? Wir wagen es zu hoffen. Marie, vor zwei Jahren noch ein Kind, heute ein Weib, hat ihn äußerst freundlich empfangen, singt Duette mit ihm und hat seinem ihr gebotenen Blumenstrauß eine halberschlossene Rose entnommen und dieselbe zu sich gesteckt, was selbst dem Doktor von günstiger Vorbedeutung zu sein scheint, denn er raunte beim Nachtsich seinem Neffen triumphierend zu: „Die Rose, mein Junge, hast du's gesehen, wo sie steckt, die Rose?“
